

HERAUSGEGEBEN VOM GRENZFRIEDENSBUND

Anschrift:

Willi-Sander-Platz 6 ■ 24943 Flensburg

Geschäftsführerin:

Ingrid Schumann

Sprechzeit:

Dienstag und Donnerstag, 09.00-12.00 Uhr Mittwoch, 09.00-16.00 Uhr Telefon (04 61) 2 67 08 • Telefax (04 61) 2 67 09 E-Mail: grenzfriedensbund@foni.net Außerhalb der Geschäftszeit (04 61) 5 05 40 97

Beitrag:

15 € für Einzelmitglieder

30 € für Verbände, Schulen usw.

Bankverbindungen:

Flensburger Sparkasse (BLZ 215 500 50) 2 001 020

Sparkasse NF Husum (BLZ 217 500 00) 13 862

Postbank: Hamburg (BLZ 200 100 20) 114 07-20

INHALT Seite

Hans-Christian Pust

„Eisern ist die Zeit ...“ Nagelfiguren im
Ersten Weltkrieg als Symbole nationaler
Gesinnungsbildung.....3

Rene Rasmussen

Jacob Kronika in Berlin 1939-194521

Martin Klatt

„ ... und sich nicht mit den Flüchtlingen zu vermischen“
Ein wenig bekannter Aspekt des dänischen
Grenzkampfes nach 194537

Umschau ab Seite 47

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich.

Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes enthalten.

Einzelheft 3 €.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich. *Redaktion der Grenzfriedenshefte:*

Dr. Ulf von Hielmcrone (V.i.S.d.P.), Süderstraße 14, 25813 Husum Dr. Jörn-Peter Leppien, Libellenring 15, 24955 Harrislee Dr. Matthias Scharl, Friedrichstal 55,

24939 Flensburg Redaktionsanschrift: Willi-Sander-Platz 6, 24943 Flensburg

Satzerstellung: Satzkontor CICERO GmbH, Graf-Zeppelin-Straße 22, 24941

Flensburg Telefon 04 61 / 9 33 04 ■ Telefax 04 61 / 9 43 55 • E-mail: [cicero-](mailto:cicero-mc@t-online.de)

[mc@t-online.de](mailto:cicero-mc@t-online.de) Druck: Druckzentrum Harry Jung, Am Sophienhof 9, 24941

Flensburg

„Eisern ist die Zeit ..

Nagelfiguren im Ersten Weltkrieg als Symbole nationaler Gesinnungsbildung

von *HANS-CHRISTIAN PUST*

1. Einleitung

Betrachtet man die Formen moderner Propaganda im 20. Jahrhundert, so bietet der Erste Weltkrieg gute Anschauungsmöglichkeiten mit zahlreichen neu entwickelten Aktionen an der sogenannten ‚Heimatfront‘¹, mit denen die Stimmung auch unter den Daheimgebliebenen hochgehalten werden sollte. Diesen Aktivitäten wurden von der neueren Forschung verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet. Ein im öffentlichen Geschichtsbewusstsein weithin unbekanntes Kapitel soll hier am Beispiel des nördlichen Teils der damaligen preußischen Provinz Schleswig-Holstein, im Bereich des alten Herzogtums Schleswig, vorgestellt werden.

Es handelt sich dabei um eine im Jahr 1915 in ganz Deutschland aufkommende merkwürdige Aktivität: In zahllosen Orten schuf man großformatige Holzobjekte, die öffentlich aufgestellt wurden und in die Nägel eingeschlagen werden sollten.¹ Diese Nägel mussten zuvor käuflich erworben werden, wobei der Herstellungspreis für die Nägel unter dem Verkaufspreis lag, so dass der Großteil der Einnahmen als Spende für Zwecke der „Kriegswohlfahrt“ zur Verfügung stand. Überall wurden diese Aktionen aufwändig inszeniert, die lokalen Zeitungen berichteten ausführlich und riefen die Bürger immer wieder eindringlich zur Teilnahme auf. Die Nagelungsaktionen begannen in einer Phase, als der Erste Weltkrieg von einem Offensiv- und Bewegungskrieg in einen Stellungs- und Schützengrabenkrieg übergegangen war, die Kriegseuphorie in der Heimat zu schwinden begann und auch die materielle Versorgung der Bevölkerung, insbesondere der Kriegsgesopfer, immer unsicherer wurde. Die Nagelungsfiguren dienten in dieser Situation auch als Symbole einer emotional wirkenden Gesinnungsbildung, um den drohenden Vertrauensverlust in die politische und militärische Führung abzuwehren.² Der niedersächsische Historiker Gerhard Schneider hält es für ein typisches Merkmal moderner Kriegführung, dass die Kriegsbereitschaft der Bevölkerung immer wieder auch durch derartige „Akte patriotischer Gesinnungsbildung“ aufrecht erhalten und erneuert wurde.³

Initiatoren der Nagelungsaktionen waren meist halböffentliche Institutionen wie das Deutsche Rote Kreuz oder der sog. „Vaterländische Frauenverein“, zum Teil wurden die Aktionen jedoch auch von den Gemeindeverwaltungen selbst initiiert. Ziel war neben der „Gesinnungsbildung“ immer auch die Erschließung neuer Geldquellen für die „Kriegswohlfahrt“. Damit wurde auf der anderen Seite jedoch

auch offensichtlich, dass mit öffentlichen Geldern die Kriegskosten bzw. die Kriegsfolgekosten nicht zu bewältigen waren.

Die Idee, Holzobjekte öffentlich zu benageln, stammt aus Wien, wo es einen sog. „Stock im Eisen“, einen sagenumwobenen, mit eingeschlagenen Nägeln übersäten Baumstrunk, gibt.⁴ Im Februar 1915 entwickelte das Wiener „Zentralkomitee des Witwen- und Waisenfonds“ die Idee, die Wiener Sage vom Stock im Eisen in neuer Form für die Kriegsfürsorge zu nutzen. Man schuf hier einen „Wehrmann in Eisen“, die erste Nagelfigur bzw. das erste „Kriegswahrzeichen“ dieser Art im deutschsprachigen Gebiet. Von nun an breiteten sich Aktionen dieser Art sehr schnell über ganz Deutschland aus, die Figuren „schossen wie Pilze aus der Erde“, wie es in einer zeitgenössischen Darstellung dazu hieß.⁸ Durch ihre weite Verbreitung galten die Nagelfiguren auch als Symbole für das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bevölkerung, die überall in gleicher Weise die Opfer des Krieges auf sich nahm.

Im Folgenden soll an fünf Beispielen aus Nord- und Südschleswig, Bereiche, die damals noch vollständig zur preußischen Provinz gehörten, näher auf diese sonderbaren Aktivitäten im Laufe des Ersten Weltkriegs eingegangen werden: Ausgewählt wurden dazu die Städte Flensburg, Schleswig und Husum in Südschleswig sowie Hadersleben und Sonderburg in Nordschleswig.

2. Die Wahl der Nagelungsobjekte

In den fünf hier beispielhaft herangezogenen Orten wurden unterschiedliche Objekte zum Benageln geschaffen. In ganz Deutschland waren nach Angaben von Gerhard Schneider seit Ende April 1915 schon 30 Nagelobjekte errichtet worden, als man am 1. August 1915 in Hadersleben daran ging, eine Nachbildung des militärischen Ordens des Eisernen Kreuzes zum Benageln zu schaffen.⁶ Diese Aktion ist damit die früheste der hier betrachteten. Initiator war ein „Ausschuss der Kriegshilfe“. Die Einnahmen sollten in erster Linie den vom Krieg geschädigten Einwohnern der Stadt Hadersleben selbst zukommen, ein Zweck, der in vielen anderen Orten ebenfalls genau in dieser Weise verfolgt wurde und der die Spendenbereitschaft zusätzlich erhöhen sollte.⁷ Das Motiv des „Eisernen Kreuzes“ als Nagelungsobjekt war insgesamt das am weitesten verbreitete, insbesondere in kleineren Orten. So weist beispielsweise der „Rote Kreuz-Kalender für Schleswig-Holstein“ 1916/17 für sieben verschiedene Orte die Nagelung eines eisernen Kreuzes aus.⁸ Neben dem Symbol für die Tapferkeit im Krieg war das Eiserne Kreuz auch durch das Attribut „eisern“ besonders gut als Nagelungsobjekt geeignet, da es durch den Beschlag mit Nägeln tatsächlich ‚eisern‘ wurde. Die Platte, die in Hadersleben aufgestellt wurde, war ca 1,5 m x 1,5 m groß und befand sich

auf dem Nordermarkt, bevor sie ab der zweiten Woche in den Räumen des „Vaterländischen Frauenvereins“ Hadersleben in der Großen Straße untergebracht wurde.⁹

In Schleswig regte Landrat Dr. Hagedorn die Aufstellung einer hölzernen Nagelfigur an, die zwei Wochen später als in Hadersleben, am 15. August 1915 eingeweiht wurde.¹⁰ Als Motiv wählte man keinen noch lebenden Kriegshelden, sondern die historische Gestalt des Grafen Heinrich von Holstein (um 1317-1384), der im Volksmund „Isern Hinnerk“ genannt wurde; auch hier bot das Attribut „eisern“ einen willkommenen Anknüpfungspunkt. Typisch- und im ganzen Deutschen Reich weit verbreitet - war bei diesem Vorgehen, dass man auf eine „heroische“ Gestalt der Regionalgeschichte zurückgriff, wobei man - in Schleswig wie an anderen Orten - eine Parallele von einer angeblich „heroischen“ Vorzeit im Mittelalter zur eigenen „großen“, „heroischen“ Zeit des Weltkrieges zog.“ So war am Sockel der Figur ein niederdeutscher Spruch angebracht: „De isern Hinnerk was ik in mine Lewensdagen, heff Russen, Welsche, Franschen un Engellänners slagen.“¹² In beiden Epochen galt es demnach also scheinbar, gegen die gleichen Feinde vorzugehen, damit wurde eine historisch bedingte und gleichsam naturgegebene Feindschaft suggeriert.

„Helden“ aus grauer Vorzeit dienten auch an vielen anderen Orten in Schleswig-Holstein als Motive für Nagelfiguren. So wählte man in Itzehoe eine Nachbildung Karls des Großen, als des angeblichen Begründers Itzehoes, in Rendsburg entdeckte man Gerhard den Großen, einen Schauenburger Grafen, für diese Zwecke, und in Altona hatte man schon im Juli 1915 eine Figur, ebenfalls den „Isern Hinnerk“ darstellend, zum Benageln aufgestellt.

Die von Regierungs- und Gewerbeschulrat Prof. Dr. Taubner entworfene Schleswiger Nagelfigur war 3,70 m hoch und stellte einen „Kreuzritter in Schuppenpanzer dar, der in stolzer, aufrechter Haltung Schild und Schwert vor sich, mit der einen Hand den Schwertknäuf umklammert und sich mit der andern auf den Schildrand stützt“, wie es in einer Beschreibung in den „Schleswiger Nachrichten“ hieß.¹³ Die Figur befindet sich heute im Städtischen Museum in Schleswig.

In Sonderburg ging die Initiative zur Schaffung einer Nagelungsfigur im Herbst 1915 von einem sechsköpfigen Ausschuss aus, dem unter anderem der Landrat sowie der Kreisschulinspektor angehörten.¹⁴ Die Holzfigur war in der kunstgewerblichen Fachschule in Flensburg unter Leitung des dortigen Lehrers Claus Friedrich Heit entstanden, man griff diesmal kein historisches, sondern ein aktuelles Motiv auf.¹⁵ Die Figur verkörperte einen „Landsturmmann in Eisen“, ein detailliertes Standbild, das auf der Vorderseite die Figur eines „bärtigen Landsturmmannes“ zeigte, der „an einen Baumstamm sich lehnd, das Gewehr in der Hand hält“, wie es in der „Flensburger Norddeutschen Zeitung“ dazu hieß.¹⁶ Der

Zeitungsbericht bot auch gleich eine Interpretation der Figur an, sie symbolisiere „gleichsam Deutschlands Wehrkraft“. Der Landsturmmann wurde von der „Sonderburger Zeitung“ als die Verkörperung des Krieges in diesem Gebiet angesehen, da er die Aufgabe habe „die Grenzmark und die heimische Küste zu schirmen“ und in dieser Form der Landschaft im Grenzgebiet „die kriegerische Note“ verleihe.¹⁷ Die Rückseite der Figur war in Form einer Säule gestaltet, die der Benagelung diene. Angebracht war hier unter anderem das farbige Wappen der Stadt Sonderburg, dessen Benagelung die Stadt Sonderburg übernahm und dafür 1000 M. zur Verfügung stellte.¹⁸ Auf der Rückseite waren ferner die Namen der verschiedenen Gemeinden des Kreises Sonderburg angebracht, wobei hier die verschiedenen Nägel die Form der Schriftzüge ergaben. Der Stadtname Sonderburgs wurde noch ergänzt durch das Motto: „Gott mit uns!“, das Motto, unter dem auch die deutschen Soldaten in den Krieg zogen. Die Nagelung der Säule war schon weitgehend in der Flensburger Kunstgewerbeschule erfolgt. Bei jedem Ortsnamen fehlte jedoch noch ein Nagel, der bei der Einweihungsfeier von einem Vertreter der jeweiligen Gemeinde eingeschlagen werden sollte.¹⁹ Aufgestellt war die Figur vor dem Sonderburger Rathaus, sie befindet sich heute im Museum im Sonderburger Schloss.

Von der Bevölkerung sollten einzelne Zonen unter der eigentlichen Figur und auf der Rückseite benagelt werden. Auf dem Sockel der Figur findet sich auch hier wieder das Eiserne Kreuz als Motiv. Die Figur selbst sollte frei von Nägeln bleiben. Bei anderen Nagelfiguren, wie zum Beispiel bei einer kolossalen Hindenburg-Statue in Berlin, war es dagegen durchaus üblich, die Figur selbst zu benageln, was jedoch auch zu Kritik geführt hatte, da die Benagelung der Nachbildung eines noch lebenden Menschen vielfach als geschmacklos angesehen wurde.

In ihrem ganzen Habitus stellt die Sonderburger Figur, wie viele vergleichbare Figuren, auch ein Symbol für die nationalistische und militaristische Einstellung weiter Bevölkerungskreise, besonders der führenden Schichten, dar. Diese Einstellung wurde offenbar im deutsch-dänischen Grenzland und dort besonders in den nordschleswigschen Gemeinden von den führenden deutschen Schichten überdeutlich demonstriert. So heißt es in einem Schreiben des deutschen General-Gouverneurs in Belgien vom Dezember 1915, in dem dieser die Bevölkerung Sonderburgs zu ihren Nagelungsaktionen beglückwünschte: „Ich habe mit großem Interesse Ihre Mitteilung über die deutschnationale Gesinnung der Einwohner Ihres Kreises und ihre Betätigung bei der Nagelung des eisernen Landsturmmannes gelesen und freue mich, daß im Kreise Sonderburg ein solches Wahrzeichen unseres Volksbewußtseins aufgestellt ist.“²⁰ Dass der Kreis Sonderburg überwiegend von Dänen bewohnt war, die nicht deutschnational gesinnt waren, wurde hier verschwiegen.

In Husum wurde Ende November 1915 eine ‚Nagelungsaktion¹ ins Leben gerufen. Auch hier ging die Initiative wieder von einem ‚Gesamtausschuß für Kriegshilfe‘ aus, die gesamte Aktion stand jedoch ‚unter dem Schutze des Magistrats der Stadt Husum‘.²¹ Auch hier sollten die Einnahmen ganz bewusst dazu dienen, ‚bedürftigen Familien hiesiger Kriegsteilnehmer ihr Los zu erleichtern‘, wie es in den ‚Husumer Nachrichten‘ dazu hieß.²² Als Motiv für das ‚Kriegswahrzeichen‘ hatte man eine Nachbildung des Stadtwappens gewählt, auch dieses ein in ganz Deutschland häufig vorkommendes Motiv. Eine Husumer Besonderheit bestand darin, dass die einzuschlagenden Nägel verschiedene Farben hatten und sich das - farbige - Gesamtmotiv somit erst bei einer vollständigen Benagelung ergab. Wie viele andere Nagelungsobjekte war auch das Modell des Husumer Wappens besonders präpariert: ‚Das Wappen ist für die Nagelung leicht vorgebohrt und die Reihen an kleinen Bohrlöchern zeigen, [eine] wie große Zahl von Nägeln das Wahrzeichen aufnehmen kann.‘²³ Eine solche Planung war hier unvermeidbar, damit ein gleichmäßiges Bild entstand. Allgemein dürfte die Tatsache, dass erst durch das Einschlagen der Nägel bestimmte Motive sichtbar wurden, ein zusätzlicher Ansporn gewesen sein, die Zahl der Nagelungen so hoch wie möglich zu halten.

In Flensburg - obwohl größte Stadt des Grenzlandes - kam es zunächst nicht zur Errichtung eines ‚Kriegswahrzeichens‘ zum Benageln. Die ‚Flensburger Norddeutsche Zeitung‘ fragte im Oktober 1915 besorgt: ‚Fast alle Nachbarstädte haben ihr Kriegsmal. Wird Flensburg darin Zurückbleiben?‘²⁴ Vertreter verschiedener Vereine sowie des Bürgervereinsausschusses versammelten sich Anfang November 1915 und debattierten über die Errichtung eines ‚Wehrmales‘, wobei man einmütig der Meinung war, ‚daß auch Flensburg kein Mittel unbenutzt lassen dürfe, der örtlichen Kriegshilfskasse Gelder zuzuführen.‘²⁵ Für das Motiv lagen verschiedene Vorschläge vor, wie den ‚Flensburger Nachrichten‘ zu entnehmen ist: ‚Das Modell eines Schiffes, das einst in Flensburg eine große Rolle spielte, des ‚Grönlandfahrers‘, ‚den Junker Flens, der allerdings nur in der Sage lebe‘, ‚das Flensburger Wappen, das zunächst in einem Kriegserinnerungsraum unseres Museums aufgestellt und später in die Fassade eines neuen Rathauses eingebaut werden könnte‘ sowie ‚der Namenszug unseres heimischen Regiments ‚Königin‘.‘²⁶ Der letzte Vorschlag wurde von der Mehrheit der Anwesenden favorisiert, alle Vorschläge sollten dem Magistrat unterbreitet werden. Am 11. Januar 1916 wurde dann jedoch in einer Sitzung des Roten Kreuzes und des Vaterländischen Frauenvereins bekannt: ‚Der Magistrat hat davon Abstand genommen, von Stadt wegen eine Nagelung zu veranstalten‘, woraufhin auch die beiden Vereine eine Entscheidung über eine eigene Aktion zunächst aussetzten. Die Diskussion in der Stadt wurde bis in die Mitte des Jahres 1916 fortgesetzt, blieb jedoch

ergebnislos. Die „Flensburger Nachrichten“ vermeldeten allerdings mehrere kleinere private Nagelungs-aktionen in der Stadt: Die „Flensburger Turnerschaft“ enthüllte aus Anlass ihres 50-jährigen Bestehens im November 1915 eine Gedenktafel, an der auch „zum Besten der im Felde stehenden Turngenossen“ genagelt werden konnte. Im Restaurant „Zur Börse“ wurde im Mai 1916 ein „Eisernes Kreuz“ aufgestellt, das von Stammtischgästen gestiftet worden war und ebenfalls benagelt werden sollte.²⁷ Diese Aktionen lassen sich den auch von Gerhard Schneider beschriebenen „Kleinformen“ des Nagens zuordnen, die insbesondere den Sinn hatten, dass Kleingruppen so Mittel für eigene Mitglieder sammelten, die von den Kriegsfolgen direkt betroffen waren.²⁸

Im April 1916 hoben die „Flensburger Nachrichten“ hervor, dass man sich in Flensburg ganz bewusst gegen eine offizielle „Wehrmal-Nagelung“ entschieden habe: „Zu dem stillen, schlichten Wohltun, das in unserer nordischen Stadt zuhause ist, fand man an maßgebender Stelle das Schaugepränge der öffentlichen Wehrmal-Nagelung nicht passend.“ Unter Bezug auf ein Urteil der Königlichen Akademie der Künste äußerte sich der Autor dieses Artikels zufrieden darüber, dass die Stadt Flensburg sich an dieser „Geschmacksverirrung, ein Standbild zu benageln“ nicht beteiligt hätte.²⁹ Deutlich ist also, dass diese Aktionen auch Kritik hervorriefen, die jedoch in erster Linie unter ästhetischen, künstlerischen Gesichtspunkten erfolgte. So wurden die Nagelobjekte beispielsweise in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Das Plakat“ vom Januar 1917 als „patriotische(n) Geschmacklosigkeiten“ und „Nagelungsdenkmal-Scheusslichkeiten“ bezeichnet.³⁰ Ungeachtet der Bedenken schuf man in Flensburg dann aber im Oktober 1916 für die „Deutsche Kriegsausstellung für die Nordmark“, die in den Räumen der Auguste-Viktoria-Schule Flensburg vom Deutschen Roten Kreuz veranstaltet wurde, ein Nagelobjekt in Form einer Säule, die in einem Vorraum der Schule aufgestellt wurde und benagelt werden konnte.³¹ Auch diese Figur war in der Flensburger Kunstgewerbeschule hergestellt worden, angebracht war hier das Goethe-Zitat: „Die Tat allein beweist der Liebe Kraft“. Auch diese Berufung auf die deutschen Klassiker war typisch, um die eigenen Ziele gewichtiger erscheinen zu lassen.

In Flensburg entstand ein offizielles „Kriegswahrzeichen zum Benageln“ damit also erst zu einem Zeitpunkt, als diese ‚Mode‘ schon wieder abebbte - die ‚Hochzeit‘ der Nagelungsaktionen setzt Gerhard Schneider für den Zeitraum zwischen dem 1. August und dem 31. Dezember 1915 an.³² Dementsprechend wird in den Berichten über die Ausstellung diese Säule auch nur selten erwähnt, auch stand hier die Ausstellung von Kriegsgegenständen im Vordergrund.

3. Die Einweihungsfeiern

Überall wurden die Einweihungsfeiern für die Nagelungsobjekte aufwändig inszeniert, in Hadersleben wählte man für die Feier ein besonderes Datum, den 1. August, den ersten Jahrestag des Kriegsbeginns. In Sonderburg legte man den Einweihungstermin auf den 21. Oktober, an dem gleichzeitig der „Gedenktag des 500jährigen Hohenzollern-Jubiläums“ begangen wurde.³¹ Die Einweihungsfeiern wurden an allen Orten in den Lokalzeitungen groß angekündigt und die Bevölkerung wurde eindringlich zur Teilnahme aufgefordert.

Die Nagelungsobjekte und die Festplätze waren aus Anlass der Einweihungsfeierlichkeiten oftmals besonders geschmückt. In Sonderburg wurden zum Beispiel Fahnen des Deutschen Reiches, des Roten Kreuzes und verschiedene Wappentafeln gezeigt, in Husum die Fahnen Schleswig-Holsteins, des Deutschen Reiches sowie die Fahnen der Kriegsverbündeten: Österreich-Ungarn und Bulgarien. Bekrönt war das Modell des Stadtwappens hier von einem Eisernen Kreuz, „dem Wahrzeichen des deutschen Heldenkampfes“, wie die „Husumer Nachrichten“ hervorhoben.³⁴

Alle Lokalzeitungen berichteten ausführlich darüber, welche Vereine und Gruppierungen sich an den Einweihungsfeierlichkeiten beteiligen würden oder beteiligt hatten. In Husum veranstaltete man zunächst einen großen Umzug durch die Stadt zum Festplatz. Insgesamt waren daran 27 Korporationen beteiligt: Militär, militärische Vereinigungen - unter ihnen sogar „ein paar der letzten unverwütlischen Kampfgenossen von 1848/51“-sowie andere Vereine, Innungen und Schulen.³⁵ In der Berichterstattung der Zeitungen wurde Wert darauf gelegt, die große Anzahl und das möglichst breite gesellschaftliche Spektrum der beteiligten Gruppen hervorzuheben. Es sollte so der Eindruck erweckt werden, dass sich die gesamte Bevölkerung beteiligte, was aber insbesondere in den nordschleswigschen Gemeinden wohl kaum der Fall gewesen sein dürfte. So meint beispielsweise der dänische Historiker Henrik Hangel, dass sich in Hadersleben die meisten dänisch-gesinnten Bürger von den Nagelungsaktionen ferngehalten hätten, obwohl im Kriegshilfekomitee auch einige dänisch-gesinnte Bürger vertreten waren.³⁶ Es kann davon ausgegangen werden, dass durch eine solche öffentliche Darstellung in den Zeitungen auch der Druck auf diejenigen, die sich nicht oder noch nicht beteiligten, erhöht werden sollte.

Ausführlich gaben die Lokalzeitungen auch die verschiedenen Reden wieder, die bei den Einweihungen der Nagelfiguren gehalten wurden. In nahezu allen Reden taucht dabei das Bild der „eisernen“ Zeit des Weltkrieges, für die das ebenfalls „eiserne“ Nagelungsobjekt als passendes Symbol angesehen wurde, auf. So führte Pastor Lorenzen aus Schleswig in seiner Einweihungsrede aus: „Die

ehernen Würfel rollen in Ost und West und zur See: eisern ist die Zeit. Aber, wie jemand gesagt hat, eisern ist auch unser Wille, eisern unsere Kraft, die Kraft des deutschen Volkes. Eisern muß auch unser Glaube sein.“³⁷ Rektor Siemonsen aus Husum meinte in seiner Rede: „Das alte Husumer Wappen soll ein Gewand bekommen, ein eisernes, wie könnte es anders sein in eiserner Zeit.“³⁸ Pastor Lorenzen aus Schleswig stellte seinen eigentlichen Ausführungen einen Bezug zum 50 Jahre zurückliegenden deutsch-dänischen Krieg von 1864 voran, der allgemein in preußisch-schleswig-holsteinischer Auffassung als „Befreiungskrieg“ gewertet wurde. Er verwies auf das am 6. Februar 1914 geweihte „Befreiungsdenkmal unserer Stadt“ und das damals abgelegte Gelöbnis, die „schwer errungene“ Freiheit zu „schützen und schirmen, wenn es sein muß, mit Gut und mit Blut!“ Ein Gelöbnis, das es nun einzulösen gelte.³⁹ Den gleichen historischen Bezug stellte auch die Haderslebener „Schleswigsche Grenzpost“ her: Das „Denkmal für unsere Tapferen aus den Befreiungsjahren“ Sei bei der Einweihung des Eisernen Kreuzes „stumme Zeuge des Bestrebens des neuen Geschlechts [...], das jetzt mitten im Krieg steht.“⁴⁰ Der Erste Weltkrieg wurde so in eine Reihe mit Konflikten gestellt, in denen das eigene Land angeblich gegen einen wie auch immer getretenen „Feind“ verteidigt oder von ihm befreit werden musste. So wie die bismarckschen Einigungskriege das aus damaliger Sicht „geeinte“, „starke“ Deutschland hervorgebracht hatten, so erwartete man auch vom gegenwärtigen Krieg die Stärkung der inneren Einheit und der äußeren Machtentfaltung Deutschlands. Einige Redner gingen auch auf die Ereignisse des Kriegsausbruchs und des ersten Kriegsjahres ein. So würdigte beispielsweise Major Crüger in seiner Rede in Hadersleben besonders die „Friedensbemühungen“ Wilhelms II.⁴¹ Deutschland erschien hier als unschuldig am Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der den Deutschen vielmehr von den Feinden aufgezwungen worden sei. So führte Crüger aus: „Wir werden diesen Kampf bestehen gegen eine Welt von Feinden“. Der Redner feierte daneben die „heldenhaften und gewaltigen Taten unserer Truppen“ im „blutigen Kampf“. Die „Schleswigsche Grenzpost“ hatte schon im Voraus dazu aufgerufen, am Einweihungstag des „Eisernen Kreuzes“ auch „der großen begeisterungsvollen und ernsten Zeit [...] und der bisherigen glorreichen Siege“ zu gedenken.⁴² Appelliert wurde immer auch an das Vertrauen auf den Kaiser, die militärische Führung und die Tatkraft der Soldaten. Ein Vertrauen, das nach den Worten des Sonderburger Garnisonältesten Major v. Wulffen bis zur Aufopferung des eigenen Lebens für die Sache des Volkes führen sollte: „Wie Seine Majestät der Kaiser in unbedingtem Vertrauen zu seinem Volke steht, so erfüllt uns, das ganze Volk, das Vertrauen auf den starken Arm unseres Hohenzollernkaisers, und es ist bereit, ihm bis in den Tod zu folgen.“⁴³ Diese unbedingte kritiklose Treue zum Kaiser und dem Herrscherhaus wurde überall als notwendige

Bedingung für das erfolgreiche Durchhalten angesehen. Voll Stolz demonstrierte man auch in vielfältigen Formen seine treue Gesinnung. So sandte der Landrat des Kreises Sonderburg aus Anlass der Einweihung des „Eisernen Landsturmmannes“ ein Telegramm an Kaiserin Auguste Viktoria, die selbst einen Goldnagel gestiftet hatte: „Geschart um den soeben enthüllten ‚Eisernen Landsturmmann‘¹, der durch die allergnädigste Stiftung eines Goldnagels Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zu ihrem schönsten Kleinod ward, erneuern am heutigen Hohenzollernjubiläum die königtreuen Bewohner des Kreises Sonderburg das [...] Gelöbniß unwandelbarer Treue und Hingebung gegen Eure Majestät, in der felsenfesten Zuversicht auf den endgültigen Sieg unserer Waffen.“⁴⁴

Für die deutschen Offiziellen der nordschleswigschen Städte schienen sich mit dem Kriegsausbruch jedoch auch Befürchtungen zu verbinden, dass die Zugehörigkeit dieses Gebietes zum Deutschen Reich nach dem Kriegsende keineswegs sicher sei. So stellte Sonderburgs Bürgermeister Dr. Petersen in seiner Rede zur Einweihungsfeier des „Eisernen Landsturmmannes“ die bange Frage: „Wie wird es unserm Vaterland in diesem schweren Kampf, wie wird es uns, den Bewohnern seiner schönen Nordmark, ergehen? Werden sie einander auch ferner angehörn?“⁴⁵

Neben den Aktionen an der Front und dem geforderten Treuegelöbniß an das Herrscherhaus wurden in den Reden auch die Leistungen an der , Heimatfront¹ gewürdigt, zu denen auch die Nagelungsaktionen selbst gehörten. So meinte beispielsweise der bereits genannte Major Crüger in Hadersleben: „Wie die Männer da draußen im Felde zum blutigen Kampf, so stellen sich daheim die Frauen in den Dienst der Nächstenliebe, der Fürsorge für die hinausziehenden Krieger, der Verwundetenpflege und der Sorge für die Familien, die durch Einberufung ihres Ernährers in Not geraten sind.“⁴⁶ Die militärischen Leistungen an der Front legten nach Meinung der Redner den Daheimgebliebenen die Verantwortung auf, *ihren* Teil zum erfolgreichen Kampf beizutragen. Der Appell des Haderslebener Bürgermeisters Dr. Schindelhauer lautete demnach: „Während aber draußen unsere Brüder ihr Blut und Leben für uns und unser Vaterland zum Opfer dahingeben, erwächst auch uns Daheimgebliebenen die heilige Pflicht, dem bei uns zu Hause sich drohend erhebenden Feinde, der wirtschaftlichen Not und dem wirtschaftlichen Elend, mit Mut und Entschlossenheit entgegenzutreten. [...] wir müssen opfern und immer wieder opfern.“⁴⁷

Die Nagelungsobjekte sollten neben dem aktuellen Symbol für die Opferfreudigkeit immer auch ein Wahrzeichen für die Zukunft sein und kommenden Generationen Zeugnis vom Opfersinn der Bevölkerung und von der „großen Zeit“ des Weltkriegs ablegen. So betonte Senator Christiansen, der im Namen der Stadt Husum das dortige „Kriegswahrzeichen“ in seine Obhut nahm, dass die Stadt das

Wappen „künftigen Geschlechtern bewahren“ werde „als ein schönes Erinnerungszeichen an eine schwere, aber große Zeit“ und in Schleswig meldete die Lokalzeitung schon vor der Einweihung, der „Isern Hinnerk“ solle „ein dauerndes Mal an den Krieg und den Opfersinn der Bevölkerung bilden.“⁴⁸ Über diese Reden hinaus waren die Feierlichkeiten vom Gesang der Anwesenden und musikalischen Darbietungen begleitet. In Hadersleben stand auf dem Programm der Einweihungsfeier: „1. Te Deum (Militärkapelle). 2. Kaiserhoch (Herr Major Crüger) 3. Ansprache [...] Gesang: Deutschland, Deutschland über alles.

4. Erfüllung und Beginn der Nagelung des Eisernen Kreuzes.“⁴⁹ Damit findet sich hier das gleiche Grundmuster, das auch die anderen „patriotischen“ Feiern, beispielsweise zum Kaisergeburtstag oder zum Sedantag, bestimmte.

Im Anschluss an die Reden und die Enthüllung des „Kriegswahrzeichens“ wurden dann die ersten Nagelungen durch die anwesenden höchsten öffentlichen Repräsentanten vorgenommen, in Schleswig beispielsweise durch den Oberpräsidenten a. D. von Moltke.⁵⁰

4. Typisierter Ablauf der Aktionen

Die Nagelungsaktionen verliefen überall in ähnlicher Form. Zunächst musste man die gewünschten Nägel erwerben. In Schleswig übernahmen dabei junge Mädchen den Verkauf der Nägel, die, wie überall, in unterschiedlichen Preisklassen angeboten wurden.⁵¹ In Hadersleben fasste das Eiserne Kreuz „etwa 75 goldene, 750 silberne, 4000 kupferne, 1000 kleine schwarze und 1100 große Nägel“.⁵² Die „goldenen“ und „silbernen“ Nägel waren überall nur gold- bzw. silberfärben, wurden aber trotzdem zu hohen Preisen verkauft, so dass der Spendenbetrag bei diesen Nägeln am höchsten lag. Überall gab es gegen eine ebenfalls höhere Gebühr auch die Möglichkeit, Inschriften auf Nägeln oder kleinen Schildern anzubringen, die dann angenagelt werden konnten. Die Preise der Nägel waren ganz unterschiedlich. So kosteten die Nägel in Schleswig zwischen 20 Pf. und 5 M., während der Preis in Hadersleben bis zu 50 M., in Husum sogar bis zu 100 M. betrug.⁵³

Während des Einschlagens wurde von vielen Naglern ein „patriotisches“ Motto rezitiert. So nagelte in Husum beispielsweise der Kaufmännische Verein mit dem Wahlspruch „Vollampf voraus von Hamburg bis Bagdad“, die örtliche Sattler- und Tapeziererinnung hatte als Spruch ausgewählt: „Leever darwen un starwen as John Bull sin Namen arwen.“⁵⁴ Die Nagler konnten so zusätzlich ihrer „vaterländischen“ Haltung Ausdruck verleihen.

Nach der eigentlichen Nagelung erhielten die Beteiligten in einigen Orten persönliche Quittungen, die ihr Engagement dokumentierten, so hieß es zum Beispiel in

Schleswig: „Jeder Nagler erhält eine künstlerisch ausgeführte Quittung.“⁵⁵ Daneben konnte man sich überall in eigens angelegte Bücher eintragen, die die Namen aller Spender verzeichneten. Damit war die persönliche Opferbereitschaft vor der Öffentlichkeit dokumentiert. So hieß es in Hadersleben schon in der Ankündigung der Nagelungsaktion: „Jeder Stifter trägt seinen Namen in ein bereit liegendes Buch ein, das unter der Bezeichnung ‚Das goldene Buch der Kriegshilfe zu Hadersleben 1914/15‘ die Namen aller Spender enthalten soll und ebenso wie das genagelte Kreuz künftig zur dauernden Erinnerung an den Weltkrieg und die während desselben in der Stadt entfaltete Liebestätigkeit entweder auf dem Rathause oder im Museum aufbewahrt wird.“⁵⁶ Bücher dieser Art sind in mehreren Orten bis heute erhalten, so zum Beispiel in Schleswig.

In Sonderburg veröffentlichte die dortige Lokalzeitung sogar mehrmals die Namen der jeweiligen Spender, wie es scheint, ab einem Betrag von 50 M.⁵⁷ Als persönliche Erinnerung wurden daneben überall Postkarten mit dem Motiv des Nagelungsobjektes zum Kaufangeboten, in Schleswig konnte man auch Anstecknadeln „den Isern Hinnerk darstellend“ erwerben. Postkarten und Anstecknadeln fanden laut Zeitungsberichten „reißenden Absatz“.⁵⁸ In Sonderburg wurde sogar eine Nachbildung des „Eisernen Landsturmmannes“ in miniature hergestellt, die zum Preis von 20 M. erworben werden konnte.⁵⁹ Die „Sonderburger Zeitung“ pries die Nachbildung als ein „Stück heimatlichen Kunstgewerbes [...] als schönen und wirkungsvollen Hausschmuck.“⁶⁰ Auch beim Verkauf dieser Gegenstände kam der Reinertrag der „Kriegswohlfahrt“ zugute.

4. Aktivitäten verschiedener Gesellschaftsgruppen

Die Nagelungsaktionen wurden, wie allgemein die öffentlichen patriotischen Feste im Kaiserreich, von den verschiedenen Kriegervereinen und dem örtlichen Militär besonders getragen. So gestalteten Militärkapellen oftmals das Rahmenprogramm der Einweihungsfeiern, wie zum Beispiel in Schleswig.⁶¹ Auch nach den Einweihungsfeiern waren Truppenteile aber an den eigentlichen Nagelungsaktivitäten stark beteiligt. Soldaten konnten relativ leicht für Aktionen dieser Art mobilisiert werden, und ihr Engagement diente nicht zuletzt wiederum als Vorbild für andere Teile der Bevölkerung, auch dadurch, dass über diese Aktionen in den Zeitungen berichtet wurde. So war in den „Schleswiger Nachrichten“ vom 31. August 1915 zu lesen: „Unser Isern Hinnerk bekam heute mittag ungewöhnlichen Besuch. Gegen 11 Uhr trat vor dem alten Haudegen die 3. Kompagnie des Landsturmbataillons Schleswig an.“⁶² In der „Sonderburger Zeitung“ vom 25. Oktober 1915 hieß es: „Heute Vormittag erschienen verschiedene Truppenteile des hiesigen Ersatzbataillons am Standbild. Die Kompagnieführer hielten Ansprachen

über dessen Bedeutung, und darauf erfolgte die Nagelung.⁶¹ Das Ersatz- Bataillon des Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 85 stiftete einen goldenen Nagel zu 50 M., was ebenfalls in der „Sonderburger Zeitung“ eigens vermeldet wurde.⁶⁴ In Husum und Sonderburg hoben die dortigen Lokalzeitungen darüber hinaus hervor, dass sogar von den Frontsoldaten Spenden für die Nagelungsaktionen eingetroffen seien, ebenso hätten sich „unsere auf der Wacht an der Ostsee stehenden Husumer Landstürmer“ schon an den Spenden beteiligt.⁶⁵ Auch eine Vielzahl von Vereinen, die sich an den ‚Nagelungsaktionen¹ beteiligten, wird in den Lokalzeitungen aufgezählt. Diese Vereine stifteten zum Teil bedeutende Summen, was in den „Husumer Nachrichten“ zum Beispiel einzeln vermerkt wurde für die Husumer Ringreitergilde, den Verein für Knabenturnen, das Kommerzium der Stadt Husum, die Schützengilde, die Feuerwehr u. v.a.⁶⁶ Besonders stark war überall die Teilnahme der Schulen. So hieß es in Husum schon bei den Vorbereitungen für die Nagelungsaktion: „Selbst die Schulkinder wollen nicht zurückstehen und ihr Scherflein beitragen, sie veranstalten deshalb Sammlungen in den verschiedenen Klassen.“⁶⁷ In Hadersleben hatten ebenfalls die Schulen „fleißig gesammelt, um an der Benagelung des Kreuzes teilnehmen zu können.“⁶⁸ Auch Schulklassen konnten relativ leicht durch die Lehrer und Lehrerinnen mobilisiert werden, wobei der Unterrichtsausfall für die Schüler einen zusätzlichen Anreiz darstellte. Die Lokalzeitungen berichteten oftmals auch gesondert über Aktionen einzelner Schulen bzw. Klassen, wobei das Engagement der Kinder wohl einen gewissen Vorbildcharakter getragen haben dürfte. So berichteten die „Schleswiger Nachrichten“ am 3. September 1915: „Eine schöne, nachahmenswürdige Sedanfeier beging am gestrigen Sedantag Herr Organist Nehlsen aus Büsdorf, indem er mit seinen Schulkindern dem Isern Hinnerk einen Besuch abstattete, wo die Kinder eine recht rege Nagelung Vornahmen zum Besten des Roten Kreuzes.“⁶⁹ Zusätzliche Aktivitäten der Schüler unterstrichen ihre „patriotische“ Haltung: „Nachdem diese Arbeit getan, wurde ein dreifaches Hurra ausgebracht und ein deutsches Lied gesungen“. Für Husum ist beispielsweise die Teilnahme der Schülerinnen des Lyzeums belegt. Am 1. Dezember 1915 nagelten vier der 10 Klassen, wobei die „Feierstunde“ auch hier von Gesangsvorträgen umrahmt wurde. Die „Husumer Nachrichten“ informierten auch darüber, in welcher Art die Nagelung vor sich ging: „Im Namen jeder Klasse wurde von mehreren Schülerinnen genagelt, aus einigen Klassen nagelten auch alle Schülerinnen. Das scheint allgemein empfehlenswert zu sein, da jedes Kind sich dazu freut.“⁷⁰ist erneuert am

Ganz bewusst wurde bei Schülern und Schülerinnen also das ‚spielerische¹ Moment genutzt, um eine zusätzliche Motivation zu erreichen. Auch bei den Aktionen der Schulen wurde oftmals während des Einschlagens ein Motto zitiert. So

nagelte ein Schüler der Husumer Knabenbürgerschule mit dem „kernigen Wahlspruch: ‚Wir stehen fest wie Mauern um unser Kaiserhaus. Ist Gott mit uns, so halten wir manchen Sturm noch aus. Ob rings die Feinde toben, ob Säul¹ um Säule fällt, wir fürchten ihn dort oben, sonst niemand auf der Welt!‘“.⁷¹ In Sonderburg sammelten Schülerinnen der oberen Schulklassen Spenden für Nägel in den Häusern der Stadt.⁷² Am 16. November 1916 wurden hier Schülerinnen und Schüler verschiedener Schulen am Nageldenkmal versammelt, um dort ebenfalls an einer Nagelung teilzunehmen, insgesamt war die Rede von „etwa 600 Kindern der Schulen aus dem mittleren und nördlichen Alsen.“⁷³ Der Kreisschulinspektor hielt eine Ansprache, „die dem Verständnis der Kleinen angepaßt war“ und den Kindern insbesondere die Opferwilligkeit und das Durchhalten nahelegte, so wie auch die Frontsoldaten „draußen dem Sturm der feindlichen Kugeln trotzen“ müssten.⁷⁴

Daneben führten zahlreiche Schulen auch eigene, kleinere Nagelungsaktionen durch, ein von Lehrern in Essen gegründeter „Verein Jugendspende für Kriegerwaisen e.V.“ hatte diese initiiert. In einer Broschüre waren verschiedene Motive zum Benageln aufgeführt, die von Lehrmittelfirmen vertrieben wurden,⁷⁵ Dadurch entstanden nach Gerhard Schneider an Schulen in Deutschland hunderte von Nagelobjekten mit insgesamt jedoch nur wenigen verschiedenen Motiven.⁷⁶ Eine Tafel - mit dem Motiv „Löwe“ -, die an einer Schule benagelt wurde, findet sich im Museum im Sonderburger Schloss.

Eine andere Gruppe, deren Teilnahme an verschiedenen Nagelaktionen von der Presse hervorgehoben wurde, waren die Handwerkerinnungen. Die Mitglieder der verschiedenen Innungen zogen beispielsweise in Husum am 7. Dezember vor das zu benagelnde Stadtwappen, worüber die „Husumer Nachrichten“ ausführlich berichteten und die Sprüche der jeweiligen Innungen, die diese beim Nageln sprachen, genau aufführten.⁷⁷

In Husum appellierte man daneben besonders an die Opferbereitschaft auswärtiger Husumer, „wo ja der Heimatsinn bekanntlich meist stärker ausgeprägt ist als in der Heimat selbst“, wie die „Husumer Nachrichten“ meinten.⁷⁸ Insbesondere hoffte man auf die Opferbereitschaft der vielen nach Amerika Ausgewanderten. Für einen gespendeten Betrag wurden in diesen Fällen vom Ausschuss die Nagelung und die Eintragung in das Buch stellvertretend vorgenommen.

5. Ergebnis und Ende der Aktionen

Insgesamt kamen bei den Nagelungsaktionen sehr unterschiedliche Beträge zusammen. Gemessen an der Zeitdauer und dem hohen Werbeaufwand, der getrieben wurde, war der Ertrag in Schleswig allerdings nur relativ bescheiden. Als

die Aktion am 25. März 1917 beendet wurde - nach einer Dauer von ca. 20 Monaten - betrug der Gesamterlös nur 4933 M.⁷⁹ In Husum erreichte man dagegen schon nach acht Tagen die Summe von 10.200 M., in Sonderburg beliefen sich die Einnahmen schon am zweiten Tag auf 19.000 M., hier wurde die Aktion jedoch stärker von den Gemeinden des Kreises und weniger von Privatleuten getragen.⁸¹¹ Insgesamt lag das Ergebnis in Sonderburg am 27. November 1915 bei 28.536 M., der Reinertrag betrug 24.089 M.⁸¹ Die Erträge kamen in allen Fällen Organisationen der „Kriegswohlfahrt“ zugute, insbesondere dem Deutschen Roten Kreuz. Die Beteiligung an den Aktionen fiel an den einzelnen Orten recht unterschiedlich aus. Von großen Massenaufmärschen wird in allen Fällen für die Einweihungsaktionen der Denkmäler berichtet. Gerhard Schneider meint, dieser Sachverhalt lasse vermuten, „daß die ‚Volksgemeinschaft‘ im zweiten Kriegsjahr [...] noch weitgehend intakt war.“⁸² Einschränkend muss hier jedoch bemerkt werden, dass die Berichterstattung nicht objektiv war, die Zeitungen wohl auch deshalb geradezu euphorisch berichteten, um weitere Kreise für die Aktionen zu begeistern. Bei zahlreichen Spendern handelte es sich zudem um Vereine und andere Institutionen, deren Mitglieder geschlossen an den Nagelungen teilnahmen. Tatsächlich ließ der Spendeneifer überall recht schnell nach, was sich im Fehlen von Zeitungsberichten deutlich widerspiegelt. Auch in ganz Deutschland ebte die ‚Mode‘ der Nagelungsaktionen ab 1916 deutlich ab. Gerhard Schneider meint, die vermittelten Inhalte des Zusammenhaltens und des Durchhaltens bis zu einem angestrebten „endgültigen Sieg“ des Deutschen Reiches seien vor dem Hintergrund der realen politischen und wirtschaftlichen Lage immer weniger glaubhaft durch Aktionen dieser Art zu vermitteln gewesen.⁸³ Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß ähnliche Aktionen, wie zum Beispiel die groß angelegten Sammelaktionen für die Kriegsanleihen, gerade in den letzten Kriegsjahren intensiviert wurden. Trotz der schlechter gewordenen Versorgungslage und steigender Not in der Bevölkerung erzielten diese Aktionen noch gegen Kriegsende beachtliche Erfolge.⁸⁴ Das Ende der Nagelaktionen dürfte hauptsächlich darauf zurückzuführen sein, dass diese Aktionen schnell ihren Nimbus des ‚Neuen‘, ‚Interessanten‘ verloren, sie ließen sich im Gegensatz zu herkömmlichen Sammlungen nicht beliebig wiederholen. Auch war es wohl nicht möglich, die immer wieder angestrebte „patriotische“ Hochstimmung bei den Nagelaktionen, ständig aufrecht zu erhalten.⁸⁵ Zurecht hebt Gerhard Schneider hervor, dass ein Fortführen der Nagelungsaktionen, die auf keinerlei Resonanz gestoßen wären, für das eigentliche Anliegen den gegenteiligen Effekt gehabt hätte.⁸⁶ So verfügte das preußische Innenministerium im Dezember 1916 sogar per Erlass das Ende der Nagelungsaktionen.⁸⁷

Die Denkmäler schwanden dann schon im Ersten Weltkrieg und noch stärker

nach dem verlorenen Krieg aus dem öffentlichen Bewusstsein, da sich ja die mit ihnen verbundene Hoffnung auf einen militärischen Sieg und ein erfolgreiches ‚Durchhalten‘ nicht erfüllt hatte. In der Folgezeit wurde den Nagelfiguren kaum größere Aufmerksamkeit geschenkt. Um so erstaunlicher ist es, dass von den betrachteten fünf Objekten noch drei erhalten und in Museen ausgestellt sind. Entgegen den ursprünglichen Absichten der Initiatoren zeugen die Nageldenkmäler heute gerade nicht von „deutscher Größe“ und „heroischen“ Erfolgen, sondern von einem propagandistisch vermittelten Nationalismus und Militarismus, der mit einem friedlichen Zusammenleben der Völker nicht zu vereinbaren ist und von daher zum Scheitern verurteilt war.

Anmerkungen

- 1 Literatur zu diesem Thema allgemein: Diers, Michael: Nagelmänner. Propaganda mit ephemeren Denkmälern im Ersten Weltkrieg, in: Ders. (Hg.): Mo(nu)mente. Formen und Funktionen ephemerer Denkmäler, Berlin 1993 (Artefact; 5), S. 113-135; Schneider, Gerhard: Über hannoversche Nagelfiguren im Ersten Weltkrieg, in: Hannoversche Geschichtsblätter, N. F., Bd. 50, 1996, S. 207-258; Schneider, Gerhard: Zur Mobilisierung der ‚Heimatfront‘: Das Nageln sogenannter Kriegswahrzeichen im Ersten Weltkrieg, in: Zeitschrift für Volkskunde 95. Jg., 1999, S. 32-62.
- 2 So z.B. Schneider (wie Anm. 1), 1996, S. 210.
- 3 Schneider (wie Anm. 1), 1996, S. 207.
- 4 Diers (wie Anm. 1), S. 117.
- 5 Sachs, Hans: Vom ‚Hurrakitsch‘, von Nagelungsstandbildern, Nagelungsplakaten und anderen - Schönheiten, in: Das Plakat, Jg. 8, 1917, H. 1. S. 6.
- 6 Siehe dazu auch: Fangel, Henrik: Haderslev bys historie 1864-1920, Haderslev u. a. 1996, S. 386f. Gerhard Schneider geht davon aus, dass allgemein der erste Jahrestag des Kriegsbeginns eine neue Welle des Patriotismus auslöste, siehe: Schneider (wie Anm. 1). 1996, S. 218f.
- 7 Siehe dazu: Schneider (wie Anm. 1), 1999, S. 38.
- 8 Rote Kreuz Kalender für Schleswig-Holstein, Jg. 11, 1916/17, S. 37ff. Die Orte sind: Aumühle, Cismar (Kr. Oldenburg), St. Georgsberg (Kr. Hztg. Lauenburg), Groß-Berkenthin (Kr. Hztg. Lauenburg), Lindholm (Kr. Tondern), Putlos (Kr. Oldenburg) und Roest (Kr. Flensburg).
- 9 Schleswigsche Grenzpost, Mo., 9.8. 1915.
- 10 Schleswiger Nachrichten, Do., 5.8. 1915.
- 11 So z. B. Schneider (wie Anm. 1), 1996, S. 224.
- 12 Christiansen, Theo: Schleswig 1836-1945. Eine Stadt und ihre Bürgerin 1 IOJahrendes Wandels aller Lebensbedingungen, Schleswig 1973, S. 55.
- 13 Schleswiger Nachrichten, Mo., 16.8. 1915.
- 14 Sonderburger Zeitung, Fr., 1. 10. 1915.
- 15 Flensburger Nachrichten, Mo., 18. 10. 1915.

- 16 Flensburger Norddeutsche Zeitung, Mo., 18. 10. 1915.
- 17 Sonderburger Zeitung, Do., 21. 10. 1915.
- 18 Sonderburger Zeitung, Fr., 1. 10. 1915.
- 19 Flensburger Norddeutsche Zeitung, Mo., 18. 10. 1915.
- 20 Sonderburger Zeitung, Fr., 17. 12. 1915.
- 21 Husumer Nachrichten, Mo., 22. 11. 1915.
- 22 Husumer Nachrichten, Sbd., 20. 11. 1915.
- 23 Husumer Tageblatt, Mo., 29. 11. 1915.
- 24 Flensburger Norddeutsche Zeitung, Sbd., 2. 10. 1915.
- 25 Flensburger Nachrichten, Do., 11. 11. 1915.
- 26 Flensburger Nachrichten, Do., 11. 11. 1915.
- 27 Flensburger Nachrichten, Do., 11. 11. 1915; Flensburger Nachrichten, Mo., 3. 5. 1915.
- 28 Schneider (wie Anm. 1), 1996, S. 218.
- 29 Flensburger Nachrichten, Fr., 7. 4. 1916.
- 30 Sachs (wie Anm. 5), S. 4, S. 6.
- 31 Zur „Deutschen Kriegsausstellung in der Nordmark“ siehe: Pust, Hans-Christian: Höhere Mädchenausbildung in der Kaiserzeit. Zur Geschichte der Auguste-Viktoria-Schule Flensburg 1886-1918, Flensburg 2000 (Kleine Reihe der Gesellschaft für Flensburger Stadtgeschichte e. V.; 31), S. 68ff.
- 32 Schneider (wie Anm. 1), 1996, S. 219.
- 33 Sonderburger Zeitung, Do., 21. 10. 1915.
- 34 Sonderburger Zeitung, Do., 21. 10. 1915, Husumer Nachrichten, Mo., 29. 11. 1915. Husumer Tageblatt, Di., 16. 11. 1915, Husumer Nachrichten, Mo., 29. 11. 1915.
- 35 Fangel (wie Anm. 6), S. 387.
- 36 Schleswiger Nachrichten, Mo., 16. 8. 1915.
- 37 Husumer Nachrichten, Mo., 29. 11. 1915.
- 38 Schleswiger Nachrichten, Mo., 16. 8. 1915.
- 39 Schleswigsche Grenzpost, Mo., 2. 8. 1915.
- 40 Schleswigsche Grenzpost, Mo., 2. 8. 1915.
- 41 Schleswigsche Grenzpost, Fr., 30. 7. 1915.
- 42 Sonderburger Zeitung, Do., 21. 10. 1915.
- 43 Sonderburger Zeitung, Sbd., 23. 10. 1915.
- 44 Sonderburger Zeitung, Do., 21. 10. 1915.
- 45 Schleswigsche Grenzpost, Mo., 2. 8. 1915.
- 46 Schleswigsche Grenzpost, Mo., 2. 8. 1915.
- 47 Husumer Nachrichten, Mo., 29. 11. 1915; Schleswiger Nachrichten, Do., 5. 8. 1915.
- 48 Schleswigsche Grenzpost, Do., 29. 7. 1915.
- 49 Philippsen, Heinrich: Die Entwicklungs-Geschichte der Stadt Schleswig vom

- Jahre 1870 bis auf die Gegenwart, Schleswig o. J. [1927], S. 94.
- 50 Schleswiger Nachrichten, Do., 5. 8. 1915.
 - 51 Schleswigsche Grenzpost, Mo., 2. 8. 1915.
 - 52 Schleswiger Nachrichten, Do., 5. 8. 1915;
 - 53 Schleswigsche Grenzpost, Sbd., 31. 7. 1915, Husumer Nachrichten, Mo., 22. 11. 1915.
 - 54 Flensburger Nachrichten, Di., 7. 12. 1915.
 - 55 Schleswiger Nachrichten, Do., 5. 8. 1915.
 - 56 Schleswigsche Grenzpost, Mi., 28. 7. 1915.
 - 57 So zum Beispiel: Sonderburger Zeitung, Sbd., 16. 10. 1915; Sonderburger Zeitung, Sbd., 23. 10. 1915.
 - 58 Schleswiger Nachrichten, Mo., 16. 8. 1915.
 - 59 Sonderburger Zeitung, Di., 23. II. 1915; zwei dieser Modelle sind ebenfalls heute im Museum im Sonderburger Schloss ausgestellt.
 - 60 Sonderburger Zeitung, Di., 23. II. 1915.
 - 61 Schleswiger Nachrichten, Do., 5. 8. 1915.
 - 62 Schleswiger Nachrichten, Di., 31. 8. 1915.
 - 63 Sonderburger Zeitung, Mo., 25. 10. 1915.
 - 64 Sonderburger Zeitung, Di., 26. 10. 1915.
 - 65 Husumer Nachrichten, Sbd., 20. II. 1915; Sonderburger Zeitung, Di., 23. 11. 1915
 - 66 Husumer Nachrichten, Mi., 24. 11. 1915, Do., 25. 11. 1915, Sbd., 27. 11. 1915.
 - 67 Husumer Nachrichten, Do., 18. 11. 1915.
 - 68 Schleswigsche Grenzpost, Mo., 2. 8. 1915.
 - 69 Schleswiger Nachrichten, Fr., 3. 9. 1915
 - 70 Husumer Nachrichten, Do., 2. 12. 1915.
 - 71 Husumer Nachrichten, Sbd., 4. 12. 1915.
 - 72 Sonderburger Zeitung, Di., 12. 10. 1915.
 - 73 Sonderburger Zeitung, Di., 16. 11. 1915.
 - 74 Sonderburger Zeitung, Di., 16. II. 1915.
 - 75 Soz. B.: Löher, Jochen/Wulf, Rüdiger: Furchtbar dräute der Erbfeind. Vaterländische Erziehung in den Schulen des Kaiserreichs 1871-1918, Dortmund o. J. (Schriftenreihe des Westfälischen Schulmuseums Dortmund; 3), S. 113.
 - 76 Schneider (wie Anm. 1), 1996, S. 247 f.
 - 77 Husumer Nachrichten, Mi., 8. 12. 1915.
 - 78 Husumer Nachrichten, Sbd., 20. 11. 1915.
 - 79 Philippsen (wie Anm. 50), S. 95.
 - 80 Flensburger Nachrichten, Di., 7. 12. 1915, Sonderburger Zeitung, Fr. 22. 10.

1915.

- 81 Sonderburger Zeitung, Sbd., 27. 11. 1915.
- 82 Schneider (wie Anm. 1), 1996, S. 210.
- 83 So z. B. Schneider (wie Anm. I), 1996, S. 220.
- 84 Dazu am Beispiel der Auguste-Viktoria-Schule Flensburg: Pust (wie Anm. 31), S. 80 ff.
- 85 Schneider spricht insgesamt von der beabsichtigten „bewußt induzierte(n) Höferspannung der Gefühle“ durch diese Aktionen. Siehe: Schneider (wie Anm. I), 1996, S. 257.
- 86 Schneider (wie Anm. 1), 1996, S. 258.
- 87 Schneider (wie Anm. 1), 1999, S. 42.

Jacob Kronika in Berlin 1939-1945

von RENE RASMUSSEN

Einleitung

Jacob Kronika (1897-1982) wurde in Broacker in einer dänischen Familie geboren. Als er noch ganz klein war, zog die Familie nach Flensburg, wo er durch deutschen Schulgang und täglichen Umgang mehr deutsch geprägt wurde. Die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg, den Kronika als Ballon-Aufklärer mitmachte, und der neu aufgelegte Grenzkampf erweckten sein Dänentum, das zu ihm seinen eigenen Worte zufolge „wie eine Offenbarung kam“. Im November 1919 stürzte er sich mit allen Kräften auf dänischer Seite in den Abstimmungskampf, und zwar als Redakteur der „Flensburger Norddeutschen Zeitung“ (ab 1921: „Neue Flensburger Zeitung“), die zu diesem Zwecke von einem dänischen Konsortium aufgekauft worden war. Das Abstimmungsergebnis in der 2. Zone war für Kronika eine schwere Enttäuschung. Doch mit der Zeitung ging es aufwärts, so dass sie sich mit einer Lokalausgabe für Schleswig („Neue Schleswiger Zeitung“) und mit der Zusammenarbeit mit „Der Schleswiger“ in Niebüll erweitern konnte. Ein längeres Erscheinungsverbot um die Jahreswende 1923/24 und die wirtschaftliche Stabilisierung in Deutschland untergruben jedoch die Existenz der drei Zeitungen, die 1925 unter dem Namen „Der Schleswiger“ vereinigt wurden. 1930 wurde dieses Blatt mit „Flensburg Avis“ zusammengelegt und erschien fortan als dessen Beilage. 1937 untersagten die Nazis das tägliche Erscheinen des „Schleswigers“, der bis 1944 nur noch als Monatsschrift herauskam.

Kronika zog 1932 nach Berlin, um als Korrespondent für „Flensburg Avis“ und die große konservative Kopenhagener Zeitung „Dagens Nyheder/Nationaltidende“ (seit 1935 nur „Nationaltidende“) zu arbeiten. Dort knüpfte er zahlreiche Kontakte zu einflussreichen Personen des Staats- und Parteiapparats, so dass er zu einem inoffiziellen Sprecher der dänischen Minderheit gegenüber den deutschen Zentralbehörden wurde.

Kronika hatte den „Schleswiger“ von 1919 bis 1931 als pazifistisches, linksliberales und stark antideutsch-nationalistisches und anti-nationalsozialistisches Tageblatt redigiert. In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Berlin faszinierten ihn aber der Nationalsozialismus und die Nationalsozialisten, was in dem 1934/35 von ihm verfassten Roman „Revolution“ zum Ausdruck kam, der in Deutschland - im „Völkischen Beobachter“ von Thilo von Trotha besprochen - begeisterten Anklang fand, allerdings nicht in Dänemark. Doch schon bald während des Kirchenkampfes 1935 entwickelte Kronika eine kritischere Haltung. 1938 stellte das NS-

Regime ihm ein Ultimatum: Er durfte nicht länger sowohl für eine inländische als auch für eine ausländische Zeitung arbeiten, musste sich also zwischen „Flensborg Avis“ und „Nationaltidende“ entscheiden. Die Wahl fiel auf letztere, denn zum einen konnte ihn „Flensborg Avis“ nicht alleine bezahlen, zum anderen konnte er in „Nationaltidende“ freier schreiben. „Flensborg Avis“ musste sich hingegen an die strengen nationalsozialistischen Auflagen halten. Mit dem deutschen Angriff auf Polen und den Kriegserklärungen Großbritanniens und Frankreichs war der Zweite Weltkrieg zu einer Tatsache geworden. Kronika blieb in Berlin und schrieb während des Krieges hauptsächlich für die „Nationaltidende“ und vom Dezember 1940 an auch für die schwedische Zeitung „Svenska Dagbladet“.¹

Kronika als Minderheitensprecher

In der zweiten Hälfte der 1930er Jahre hatte Kronika sich innerlich mehr und mehr vom nationalsozialistischen Regime distanziert. Als Hauptaufgabe in Berlin empfand er es, sich dafür einzusetzen, dass die Minderheit, „Flensborg Avis“, Dänemark und die deutsch-dänische Grenze die Herrschaft der Nationalsozialisten unbeschadet überstehen konnten. Kronikas Anwesenheit in der Reichshauptstadt ist ein Faktor, den man nicht unberücksichtigt lassen darf, wenn man die Ursachen dafür untersuchen soll, warum „Flensborg Avis“ und die Minderheit einigermaßen glimpflich durch die Kriegszeit kamen.²

Natürlich war dies nicht ohne ein gewisses Wohlwollen von Seiten der deutschen Zentralverwaltung möglich, und eben dieses hatte Kronika bei verschiedenen Bediensteten im Laufe der Jahre aufbauen können. Am häufigsten kam er mit Werner Stephan vom Propagandaministerium zusammen. Ministerialrat Stephan war 1922 bis 1929 Reichsgeschäftsführer der Deutschen Demokratischen Partei gewesen und anschließend Referent in der Presseabteilung der Reichsregierung. Er wurde nach 1933 persönlicher Referent vom Pressechef der NSDAP Otto Dietrich. Stephans „mißliebige“ liberale Vergangenheit liess ihn manchmal besonders rigoros erscheinen, aber er bewahrte dennoch seine stille Sympathien für die Liberalen.³ Eine zweite wichtige Kontaktperson war Hans Fritzsche, der als Ministerialdirigent und Leiter der Abteilung für die Inlandspresse eine zentrale Funktion im Ministerium hatte. In einem Gespräch am 26.3.1942 sagte dieser zu Kronika, dass „Flensborg Avis“, die im Vergleich zu den anderen Tageszeitungen kaum gleichgeschaltet war, „in Wirklichkeit ein Unikum in Deutschland“ sei. Er sicherte ihm zu, das Seine dafür zu tun, damit „dieses Unikum bewahrt werden kann“. Deshalb könne er, sagte Fritzsche zu ihm, sich in besonders schwierigen Situationen jederzeit an ihn persönlich wenden, damit er eingreifen könne.⁴ Bei mehreren Gelegenheiten wurde Kronika mehr oder weniger offiziell zu verstehen

gegeben, dass sich die Minderheit für ihre Lage vor allem bei ihm persönlich bedanken könne, In einem Brief an Chefredakteur L. P. Christensen vom 24.8.1943 stellte er eine solche Begebenheit dar: „Im Hotel Adlon gab es vor einigen Tagen einen Empfang, bei dem die leitenden Mitarbeiter des S. T. B. (Skandinavisk Telegram-Bureau), Willy Johannsen (Flensburger) und der Unterzeichnende als Gäste zugegen waren. Man kam auf die dänische Volksgruppe in Deutschland zu sprechen, und in diesem Zusammenhang sagte der Gastgeber des Abends, der Direktor des größten deutschen Nachrichtendienstes, ein Mann mit Verbindungen zu den allerhöchsten Kreisen, folgendes zu Johannsen: ‚Es liegt am Einsatz und an den Verbindungen Kronikas in Berlin, dass die dänische Volksgruppe, deren Presse und deren sonstige Einrichtungen es so haben, wie sie es heute haben. Ohne Kronikas Wirken in Berlin hätte sich manches bestimmt anders entwickelt, und ein großer Teil der Ausnahmestellung, die wir den Dänen in Südschleswig gewährt haben, wäre kaum bewahrt geblieben.‘ Dies wurde sehr betont gesagt.“⁵ Man kann kaum bezweifeln, dass diese Worte so gefallen sind, wie Kronika sie zitiert hat, und dass sie das Wohlwollen ausdrücken, das er in einigen Berliner Kreisen genoss. Es war bestimmt auch keine reine Schmeichelei - aber es ist auch klar, dass man mit Aussagen dieser Art Kronika durch die Zentralebene in Berlin mächtig unter Druck setzte: Ein Fehltritt von seiner Seite würde, wenn seine Rolle so entscheidend war, wie hier ausgedrückt, völlig unabsehbare Konsequenzen für die Minderheit haben; entscheidend waren nicht seine Verhandlungen und Fähigkeiten, denn die hätte vielleicht auch ein anderer geschickter Südschleswiger übernehmen können - entscheidend waren seine persönlichen Kontakte. Die zentralen Behörden in Berlin konnten, indem sie seine persönliche Bedeutung für die Lage der Minderheit aufbauschen, ihn auf dem schmalen Grat der Tugend im Verhältnis zu seiner Arbeit als ausländischer Korrespondent festhalten - und im Verhältnis zu seinem Verhalten in Berlin als Ganzes.

Gegenleistungen

Für das Wohlwollen, das Kronika zweifellos in Berlin empfing, musste er zu gewissen Gegenleistungen bereit sein. Ein Beispiel hierfür ist das Interview, das er im Juni 1942 der nazistischen, dänischsprachigen Zweiwochenschrift „Den tyske Ugerevy“ („Die deutsche Wochenschau“) gegeben hatte, die in Berlin produziert und in Dänemark vertrieben wurde. Doch wie bei den meisten Gegenleistungen hatte auch dieses Interview Bedeutung für die Lage der Minderheit und die weitere Existenz von „Flensborg Avis“. Im Interview unterstrich Kronika die Bedeutung der Zeitung für die einberufenen Südschleswiger und versuchte zu verdeutlichen, dass die Minderheit als solche unbedingt loyal sei und ihrer Pflicht bis aufs

Äußerste nachkäme. Hiernach sandte Kronika Übersetzungen des Interviews an praktisch alle offiziellen deutschen Stellen und Personen, die ihm einfielen.⁶

In „Flensburg Avis“ wurde der Inhalt des Interviews am 1.7.1942 ausführlich und in dreieinhalb Spalten auf der Titelseite wiedergegeben. Auch in der Juli-Ausgabe des „Schleswigers“ erschien ein Artikel. Interview und Leitartikel müssen als ausgesprochener „Notwehrbeitrag“ gewertet werden: Hier findet sich eine der während des gesamten Krieges ganz seltenen Erwähnungen des „Frikorps Danmark“, dem an der Ostfront kämpfenden dänischen Freikorps, und in einem weiteren Zitat wurde zum ersten und einzigen Mal der Kriegsdienst der Minderheit als „dänischer Einsatz im Kampf gegen den Bolschewismus“ bezeichnet - in der Juliausgabe von „Der Schleswiger“ sogar als Teilüberschrift hervorgehoben. Bemerkenswert ist zudem, dass die genannten Termini als Zitate aus der „Ugerevy“ und nicht als redaktioneller Text gekennzeichnet waren.

Verfasst wurde der Artikel von Redakteur Hans Wolf-Jürgensen, und es ist schwer zu beurteilen, wie viel Kronika wirklich gesagt hat im Verhältnis zu dem, was geschrieben steht. Gegendarstellungen oder Korrekturen hat es jedenfalls nicht gegeben.

Das Interview war im Übrigen als Gespräch über die Minderheit aufgebaut, die als „eine stille, aber treue dänische Gemeinschaft im deutschen Herbergsstaat“ bezeichnet wurde. Kronika habe unter anderem gesagt, dass er immer „Freude an den vielen Verhandlungen hatte, die er im Namen der Minderheit mit den deutschen Behörden geführt habe. So gut wie immer ist er auf volles Verständnis gestoßen, und er ist einer offiziellen deutschen Haltung begegnet, die das beste Verhältnis zwischen Deutsch und Dänisch im Grenzland haben will“, heißt es in Wolf-Jürgensens Wiedergabe. Kronika habe sich „mit Wärme und Glut“ über die Minderheit als „die einzige organisierte und anerkannte nationale Volksgruppe innerhalb der deutschen Grenzen“ ausgesprochen, die wiederholt Anerkennung von höchster Stelle erfahren habe, so etwa von Innenminister Wilhelm Frick, der sie „eine hochqualifizierte germanische Volksgruppe“ genannt habe. Demnach sei die Minderheit darüber glücklich, dass „es damals wie heute, trotz der großen Kriegereignisse, für die Volksgruppe möglich ist, ihr besonderes dänisches kulturelles Dasein beizubehalten. Wir schulden Deutschland Dank für das Verständnis und Entgegenkommen, die es möglich machen, dass unsere dänischen Einrichtungen auf deutschem Reichsgrund unbeschränkt Weiterarbeiten können“. Die „Volksdänen“ seien eine biologische Größe, deutsche Reichsbürger dänischer Nationalität. „Diese Volksdänen, fährt Kronika mit Nachdruck fort, sind zum ersten entschlossene und vollkommen loyale, positiv eingestellte Staatsbürger ihres Herbergsstaates.... Zum anderen sind sie mit ihren Herzen mit dem Mutterland Dänemark volksverbunden.“ Die dänische Minderheit sei in den meisten

Punkten vergleichbar mit der deutschen Minderheit in Nordschleswig. Die Jungen der Minderheit seien bereit, das letzte - nämlich das Leben - in ihrer Verpflichtung gegenüber dem Herbergsstaat zu opfern. Bisher seien 29 (inzwischen schon 35, wie die Redaktion von „Flensburg Avis“ in seiner Wiedergabe bemerkte) junge Mitglieder der dänischen Volksgruppe gefallen, „fast alle an der Ostfront im Kampf gegen den Bolschewismus. Ich glaube, dass ich an dieser Stelle berechtigt bin zu sagen, dass auch diese Jungen ... ein dänischer Einsatz im Kampf gegen den Bolschewismus sind.“ Kronika stellte danach die gefallenen Südschleswiger Christian Nielsen und Jep Lorenzen heraus, die sich als gute Kameraden, tapfere Soldaten und der Heimat treu erwiesen hätten. „Um die 75 dänischen Feldpostbriefe sind bislang in ‚Flensburg Avis‘⁴ veröffentlicht worden, und das ist neben den vielen P. K.-Berichten in der deutschen Presse ein Kapitel Kriegsberichterstattung für sich.“

Das Interview wurde später von mehreren deutschen Blättern übernommen, und nach Kronikas Tagebuchaufzeichnungen ließen sowohl das Propagandaministerium als auch das Auswärtige Amt ihn wissen, dass dieses Interview der Minderheit in hohem Grad nutzen werde.⁷ Dass dieses - wie er es später nannte - „Spiel mitten im Lager des Feindes“ vor allem den Jungen in der Minderheit Anlass zu Kritik gab und in sich selbst ein großes moralisches Dilemma trug, war Kronika vollkommen bewusst. Mit diesem Problem sollte er sich ein Leben lang herumschlagen. In seinen dramatisch-dokumentarischen Aufzeichnungen beschrieb er später - in einem fiktiven Dialog mit einem jungen Südschleswiger auf das Jahr 1943 projiziert - seine Gefühle folgendermaßen: „Es ist eine schmerzhaft Wahrheit, dass wir ja nicht im aktiven und offenen Widerstandskampf stehen können. Wir haben sicher nicht viel, womit wir angeben könnten. ... Ich spiele das Spiel - mitten im Lager des Feindes - so gut wie ich es vermag.“⁸ Die damit verbundene moralische Gratwanderung konnte Kronika zwar durchhalten. Aber es gab Grenzen für seine Gegenleistungen. Als er z.B. im Februar 1940 unter der Hand über das Propagandaministerium vom Chef des OKW, Wilhelm Keitel, zu einer Reise durch Polen aufgefordert wurde, „um sich von der Behandlung der dortigen Bevölkerung zu überzeugen“ und davon in einer dänischen Schrift zu berichten, lehnte er ab.⁹ Auch als das deutsch beherrschte Skandinavisk Telegrammbureau (STB) versuchte, Kronika sowohl mit Gehaltserhöhungen als auch mit Gerüchten über das baldige Ende der „Nationaltidende“ zu ködern, winkte er ab.¹⁰

Dänische Beurteilung von Kronika

Auch andere dänische Zeitungen waren an ihm interessiert. „Gerade von ihrem Namen lebt unser Blatt, und das in letzter Zeit sogar richtig gut“, schrieb ihm

Redaktionssekretär Eigil Steinmetz von „Nationaltidende“ am 24.5.1940. Dieser hatte gehört, dass die große konservative Kopenhagener Zeitung „Berlingske Tidende“ erneut die Fühler nach Kronika ausgestreckt hatte, und das sei „ein weiteres Kompliment für Ihren Einsatz für uns - und wir sind hier natürlich wie immer überzeugt, dass Sie es auch nur als ein solches auffassen.“¹¹ Kronika schrieb für die dänische Zeitung, die schon Mitte der 1930er Jahre einen privaten antinazistischen Journalistenzirkel hatte, aus dessen Mitgliedern nach 1940 eine ganze Reihe aktiver Widerstandskämpfer hervorgehen sollte, so Franz von Jessen, Aage Schoch, Borge Outze, Peter de Hemmer-Gudme, Ole Kiilerich, oder Kate Fleron.¹² Inwieweit Kronika eingeweiht war, ist schwer festzustellen; er war als ein Mann bekannt, der Geheimnisse nur schwer für sich behalten konnte. Doch ist es bemerkenswert, dass Kronika von seinen Kollegen trotz seiner Gegenleistungen für die Nazis niemals als kompromittiert betrachtet wurde. Bei der „Nationaltidende“ war man überaus zufrieden mit seiner Korrespondenz aus Berlin, die ab und an in der Zeitung ein solches Aufsehen erregte, dass der deutsche Presseattaché in Kopenhagen, Gustav Meißner, die Haltung der Zeitung als „Schweineerei“ beschimpfte¹³ - was man in der Redaktion indessen als Ehrenbezeichnung betrachtete!

Ausländskorrespondent in Berlin

Die dänischen Tageszeitungen sandten im Sommer 1940 Heerscharen von Journalisten nach Berlin. Die neuesten Nachrichten wurden in der Reichshauptstadt erfahren, also musste man als Tageszeitung vor Ort sein. Auch dies vergrößerte Kronikas Arbeitsbelastung, indem selbst die dänischen Provinzzeitungen wie „Aarhus Stiftstidende“, die Kronika bis Sommer 1943 vertrat, mehr und reichhaltigeren Stoff verlangten. Hinzu kam, dass er ab dem 1.12. 1940 auch die Korrespondenz für „Svenska Dagbladet“ führte. Die erhöhte Arbeitslast führte dazu, dass Kronika im Frühjahr 1941 den jungen Vagn Skytte-Rasmussen als Mitarbeiter engagieren musste. Dieser arbeitete außerdem für das schwedische „Nya Dag- ligt Allahanda“. Im Juli 1941 bekam Kronika daher einen neuen schwedischen Mitarbeiter, nämlich Arvid Fredborg.¹⁴

Die Funktion als Ausländskorrespondent in Berlin im Zweiten Weltkrieg entwickelte sich zu einem geradezu surrealistischen - und lebensgefährlichen - Erlebnis. Ein Korrespondent musste nicht nur den Balanceakt gegenüber Hitlerdeutschland als solchem vollbringen, sondern auch zwischen den konkurrierenden Instanzen innerhalb des Dritten Reiches. Schwierig für die ausländischen Journalisten war namentlich die groteske Rivalität zwischen dem Propagandaministerium und dem Auswärtigen Amt, das bei Kriegsausbruch 1939 zu Goebbels'

großem Verdruss den Bereich Auslandspropaganda an sich gerissen hatte. Das folgende Beispiel veranschaulicht den Gegensatz der beiden zentralen NS-Behörden:

Das Propagandaministerium hatte am Leipziger Platz in der Mitte Berlins in einem Palais, das der jüdischen Familie Bleichröder - in der Kaiserzeit enge Freunde Bismarcks und dessen Hausbankiers - gehört hatte, einen Presseclub eingerichtet. Hier konnten ausländische Journalisten preiswert und angemessen essen, weshalb diese die Stätte gut annahmen. Da wollte die Presseabteilung des Auswärtigen Amtes nicht zurückstehen und richtete in der Fasanenstraße unweit des Kurfürstendammes einen eigenen Club im englischen Stil ein, den „Auslands Presse Club“. Neben der Verpflegung wirkte hier die Möglichkeit, englischsprachige und andere ausländische Zeitungen zu lesen, besonders anziehend. Auch Diplomaten und die eigenen Bediensteten des Auswärtigen Amtes fanden sich hier ein, so dass der Club in der Fasanenstraße ein viel besuchter Ort wurde. Darüber war das Propagandaministerium erbost und ließ mitten im Krieg sein Palais für 500.000 Reichsmark umbauen. Außerdem kaufte man das Gut Julianenhof, wo sich erschöpfte Ausländskorrespondenten erholen konnten; mit einem nahe gelegenen Restaurant traf das Ministerium eine Absprache über günstiges Essen für die Journalisten. Daraufhin ließ das Auswärtige Amt in der Fasanenstraße einen Swimming-Pool, eine Bar und ein Kino einrichten und setzte mit dem Ausbau des Kellers zu einem kombinierten Luftschutzbunker mit Kegelbahn einen weiteren Höhepunkt.

Man sollte meinen, dass Korrespondenten unter solchen Bedingungen in Saus und Braus leben konnten. Doch ein sorgloses Dasein war es keineswegs: Der Futterneid zwischen den Ministerien war so groß, dass ein Journalist unerwünscht zu werden riskierte, wenn er seine Zeit nicht sekundengenau gleich auf die beiden Klubs verteilte. Auch war es nicht leicht, ein gutes Verhältnis zu beiden Seiten zu pflegen, denn wenn man an der einen Stelle gut angesehen war, war dies Grund genug für Missfallen bei der anderen.

Die Rivalität zwischen den beiden Ministerien endete im Frühjahr 1941 mit dem endgültigen Sieg des Auswärtigen Amtes, als der Leiter der Abteilung für Auslandspresse im Propagandaministerium, der von den Korrespondenten geschätzte Karl Börner, im volltrunkenen Zustand die Indiskretion beging, bei einer anregenden Zusammenkunft in der bulgarischen Gesandtschaft die deutschen Angriffspläne auf die Sowjetunion zu verraten. Kurz darauf wurde Börner von der Gestapo abgeholt und im Amt durch Ministerialrat Brauweiler ersetzt. Dieser war im Gegensatz zu Börner eine herzlich uninteressante Kontaktperson, wovon auch sein Kosenamenzeugt: Unter den Korrespondenten war er als „Langweiler“ bekannt. Die deutschen Behörden waren - im Gegensatz zu fast allen anderen

kriegführenden Staaten - klug genug gewesen, bei Kriegsausbruch keine Vorzensur einzuführen, was sie bei jeder Gelegenheit auch gerne betonten. Stattdessen galt jedoch eine sehr gründliche Nachzensur. Noch am gleichen Tag wurden die Berichte der Korrespondenten von Lektoren gegengelesen, und wenn diese etwas daran auszusetzen hatten, folgte die Reaktion auf dem Fuß. Das Sanktionsmaß reichte vom einige Tage dauernden Verbot zu telefonieren bis zum vollständigen Verlust dieser Erlaubnis. Für einen ausländischen Journalisten bedeutete letzteres, dass er die Heimreise antreten konnte. Eine andere Strafe war die Ausweisung mit extrem kurzer Frist, und eine solche Ausweisung konnte mit rabiaten Drohungen verbunden sein: So erhielt der Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ bei seiner Ausweisung im Frühjahr 1941 etwa die Mitteilung, dass sein journalistisches Wirken die Existenz seines Landes aufs Spiel setzte!

Als den Behörden klar geworden war, dass ein Teil der Korrespondenten eine Ausweisung nicht als große Katastrophe betrachtete, drohten sie stattdessen mit den Spionagegesetzen. In Deutschland war es möglich, auch als Ausländer des Landesverrats an Deutschland bezichtigt zu werden. Spionage war ja nicht nur militärischer, sondern auch politischer oder wirtschaftlicher Art - und welcher Zeitungsbericht konnte auf diese Weise nicht als Spionage betrachtet werden, wenn die Behörden es nur wollten?¹⁵

Mehrere von Kronikas Kollegen wurden verhaftet und ausgewiesen - darunter auch sein Mithelfer Vagn Skytte-Rasmussen, der am 13.5.1942 unter anderem wegen einiger Artikel über die mögliche Anwendung von Nervengas an der deutschen Ostfront das Land verlassen musste. Im Sommer 1943 konnte er allerdings nach Berlin zurückkehren.¹⁶

Auch Kronika selbst musste mehrere Male Gestapo-Verhöre über sich ergehen lassen, wurde aber jedes Mal wieder freigelassen. Am 29.5.1940 saß er allerdings für längere Zeit in einer Zelle im berühmten Reichs-Sicherheits-Hauptamt (RSHA) in der Prinz-Albrecht-Straße, weil er der Spionage für Dänemark verdächtigt wurde. Nach dem Eingreifen des Propagandaministeriums und des Außenpolitischen Amtes wurde er jedoch auf freien Fuß gesetzt.¹⁷ Kronika war sich im Klaren darüber, dass er auf der Hut sein musste, wie es auch der folgende Satz in einem Brief an Redakteur A. P. Hansen von der „Nationaltidende“ vom 9.10.1941 belegt: „Bedauerlich, dass es unmöglich ist, das Telefon auch nur für die allerkleinsten und harmlosesten Bemerkungen zu gebrauchen!“¹⁸

Emigrationsgedanken

Nach der deutschen Besetzung Dänemarks gab Kronika am 30.4.1940 seinen Posten als Geschäftsführer des Berliner ausländischen Pressevereins auf - als

persönliche Konsequenz daraus, dass Dänemark nicht länger als freies Land angesehen werden konnte. Dies würde hoffentlich keinen negativen Einfluss auf seine Verhandlungsmöglichkeiten gegenüber dem Propagandaministerium und dem Auswärtigem Amt haben, notierte er am 14.5.1940 in sein Tagebuch. Die Wahrscheinlichkeit dafür war allerdings groß, so dass der Rücktritt von dem Posten kaum als durchdachte Aktion gedeutet werden kann. Wahrscheinlich war der Entschluss durch moralische Anfechtungen oder dergleichen ausgelöst worden. Vielleicht wollte Kronika auf diese Weise beginnen. Brücken hinter sich abzubauen, denn er begann offenbar wieder mit dem Gedanken zu spielen, nach Stockholm zu emigrieren - was er schon in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre wiederholt in Betracht gezogen hatte.¹⁹

Kronika, der ja in Broacker in Nordschleswig geboren war, hatte seit längerem auch darüber nachgedacht, dänischer Staatsbürger zu werden. Bis 1941 blieb es bei dem Gedanken und ein paar halbherzigen Versuchen. Im August 1941 griff er gegenüber Chefredakteur Aage Schoch von der „Nationaltidende“ die Frage aber wieder auf, und in einem Brief vom 1.9.1941 bat er ihn direkt um Mithilfe bei dem Gesuch um die dänische Staatsbürgerschaft. Für den Wechsel sprachen mehrere Gründe. Zunächst glaubte er nicht mehr daran, jemals wieder für die dänische Presse südlich der Grenze arbeiten zu können. Dies war ja für ihn der Grund gewesen, an seiner deutschen Staatsangehörigkeit festzuhalten. Aus seiner Sicht gab es zudem nur Schwierigkeiten, „wenn ein Journalist nicht Bürger des Landes ist, dessen Presse er vertritt.“ Auch deutsche Behörden meinten, dass ausländische Pressevertreter in staatsrechtlicher Hinsicht Nicht-Deutsche sein sollten. Daher würde man seinem Staatsbürgerschaftswechsel nichts entgegensetzen, glaubte Kronika und war sich sicher, weiterhin die Interessen der dänisch-süd-schleswig- schen Volksgruppe vertreten zu können.²⁰ Aufgrund verschiedener Umstände sollte es fast vier Jahre dauern, bis Kronikas Wunsch nach dänischer Staatsbürgerschaft erfüllt wurde - nämlich wenige Wochen vor der Eroberung Berlins durch die Rote Armee im Frühjahr 1945.²¹

Innere Emigration und „dritte“ Emigration

Konnte Kronika aus vielen Gründen nicht physisch vor dem Nationalsozialismus flüchten, suchte er stattdessen Zuflucht in der Religion. Er dachte sogar daran ins Kloster zu gehen. In der Beschreibung des schwedischen Korrespondenten Gunnar Müllern 1942 hieß es dazu: „Persönlich hoch kultiviert mit einem verfeinerten Aussehen ist Kronika tief religiös, und es ist sein Traum, sich ein für alle Male in Sigtuna zur Ruhe zu setzen, um den Streit in der Welt zu vergessen und sich den geistlichen Beschäftigungen hinzugeben.“²²

Das ließ sich jedoch nicht ohne weiteres machen. Kronika flüchtete stattdessen zur „Bekennenden Kirche“ und zur „Oxfordgruppenbewegung“ (späterhin als „Moralische Aufrüstung“ bekannt). Die „Oxfordgruppenbewegung“ wurde 1921 von dem Amerikaner Frank Buchmann gegründet. Sie war eine sozial-ethische Bewegung, die aus dem Geist des Christentums heraus die innere Erneuerung der Menschen (verstanden als sittliche „Aufrüstung“) anstrebte. Ihre wichtigsten Prinzipien waren die aus der Bergpredigt abgeleiteten „absoluten Forderungen“: Reinheit, Liebe, Ehrlichkeit und Selblosigkeit. Sie wandte sich gegen Nationalismus, Rassismus und totalitäre Ideologien und forderte die Völker auf, in ihren Kulturen und Religionen der „Stimme Gottes“ zu folgen und sie in diesem Sinne in eine durch Frieden, Gerechtigkeit und gegenseitige Achtung geprägte „neue Menschengemeinschaft“ einzubringen.

Kronikas tiefe Religiosität wurde durch die tiefen moralischen Anfechtungen verstärkt, die der tägliche Verkehr und die Zusammenarbeit mit den NS-Behörden bei ihm auslösten. Die Verantwortung dafür, dass die Minderheit den Krieg einigermaßen gut übersteht, und die damit verbundene reale Unmöglichkeit, sich öffentlich gegen die Nazis zu stellen, schmerzte ihn. Ein wenig Linderung, Trost und Vergebung bekam er durch seinen Kontakt mit den „Beichtfreunden“ der „Oxfordgruppenbewegung“ und der „Bekennenden Kirche“.²³ Bei den Treffen (sog. „homeparties“), von denen viele zu Hause bei Kronika in der Berliner Händelallee abgehalten wurden, erörterte man unter anderem religiöse Aspekte des Nationalsozialismus, sprach über das „andere“, nicht-militaristische Deutschland, die Judenverfolgungen und den Verlauf des Krieges. Unter den Teilnehmern waren auch Personen, die von den Massenmorden an den Juden und anderen Verbrechen gegen die Menschlichkeit Kenntnis hatten.

Sowohl die „Bekennende Kirche“ als auch die „Oxfordgruppenbewegung“ wurden verfolgt. Nach offizieller deutscher Lesart waren die Bekehrten der „Oxfordgruppenbewegung“ schon fast Agenten des „Secret Service“. Kronika selbst hatte ab und zu Probleme mit der Gestapo „aus kirchlichen und religiösen Gründen“, wenn er etwa ein dänisches Visum haben wollte. Doch in Amtsrat Giese vom Propagandaministerium besaß er einen guten Helfer.²⁴

Manche Freunde aus dem Kreis der „Bekennenden Kirche“ sahen sich aus dem einen oder anderen Grund zum Selbstmord gedrängt. In Kronikas Umgangskreis bezeichnete man Selbstmord mitunter als „die dritte Emigration“ - nach der äußeren und der inneren Emigration. Von Kronikas Bekannten begingen am 1.11.1942 der Komponist Hugo Distler und am 12.12.1942 der Dichter Jochen Klepper mit seiner ganzen Familie Selbstmord - was Kronika zutiefst prägte.²⁵ Noch im gleichen Jahr beschaffte ihm ein Freund, der deutsche Journalist Dr. Schaffer, Cyanid-Kapseln für den Notfall.²⁶

Hitler als Antichrist

Konnte Kronika seine antinazistische Haltung nicht öffentlich zeigen, konnte er doch seinen starken christlichen Glauben bekennen. In Anbetracht dessen, dass der Nazismus für ihn das Werk des Satans sei und Hitler ein Antichrist,²⁷ kam einem öffentlichen Glaubensbekenntnis die gleiche Bedeutung zu wie einer öffentlichen Verurteilung des Nationalsozialismus. Selbst in den Wiedergaben seiner Reden im dänischen Gemeindehaus St. Ansgar in Flensburg am 5.2.1942 und am 23.9.1942 in „Flensburg Avis“ schimmerte dies deutlich durch.

Am 5.2.1942 hielt Kronika im fast überfüllten Gemeindehaus eine zutiefst persönliche christliche Rede, die „Flensburg Avis“ am 7.2.1942 im Feuilleton abdruckte. Diese machte nach dem Bericht einen „starken Eindruck“ auf die Zuhörer. Er sprach von seiner Freude, mit den „Beichtfreunden“ die Sünden zu teilen, und von den Sünden, die wie ein Stein im Schuh verhinderten, dass man im Leben weiterkommen konnte. „Alles, was mit Gott zu tun hat, kann nur auf Freiheit und Freiwilligkeit gebaut werden“, sagte Kronika. Satan sei Wirklichkeit: „Im Kampf gegen den Satan gibt es keine Neutralität, kein Mittelding. Entweder lassen wir uns liebevoll von Gott führen, oder wir werden von den Dämonen in Satans Gefolge gepeitscht. Satans Früchte sind Selbstmord, Geisteskrankheiten, Gefängnisse, Zuchthäuser.“ Es besteht kein Zweifel daran, dass die Zuhörer verstanden, worauf Kronika hinaus wollte. Er empfahl die „Oxfordgruppenbewegung“ mit ihrer Forderung nach „Beichte“: Aussprache mit dem Bruder, der dem Beichtenden die Vergebung zuspricht, „stille Zeit“, in der ein jeder auf Gott horcht, des Herrn Wille und Gebot erforscht und in willigem Gehorsam das Leben der göttlichen Führung unterstellt. „Gemeinsame Teilhabe“ (dän.: „Samdeling“) konnte zur Erweckung anspornen, und diese sollte zu mehr führen als nur zu Sündenbewusstsein und Sündenerkenntnis; durch die Beichte erlangte man Seelenfrieden, so dass man Kraft von oben bekam, um ein weiteres Stück des Weges gehen zu können. Die Erkennung der Sünden sei das erste, die Heiligung das andere, aber dies sei eine diesseitige Ethik. Das wichtigste sei der Glaube an das Leben und das Leben in Gottes vollkommenem Reich. Der Kern des Christentums sei zum Teil das Verhältnis des Menschen zum Jenseits, aber auch zu den Mitmenschen im diesseitigen Leben; „Diese Welt ist als ganze Satans Domäne. Wir sind generell schuldig. Es reicht nicht, von vielen einzelnen Sünden zu sprechen, sondern von einem allgemeinen Zustand der Sünde. Deshalb ist Seelsorge eine Pflicht für alle.“ Am Beginn stand demnach die Erkenntnis der Sünde. Das Bekenntnis in persönlicher und konkreter Form war die Beichte zu Gott mit einem glaubenden Menschen als Zeugen. Die Rückkehr zu Freude, Friede und Vollkommenheit hing nicht von den Taten des Menschen ab, sondern einzig und alleine von seinem Verhältnis zu

Christus. „Wir sind mitverantwortlich für unsere Mitmenschen. Sitzen wir nicht alle in einem Boot? Sind wir nicht froh, wenn andere Menschen erlöst werden? Wir wollen gerne denjenigen, die wir mögen, das Beste geben, das wir kennen. Dies sollte überall gelten. Wir dänischen Südschleswiger sind positiv in unserem Nationalgefühl. Wir sind national mit Dankbarkeit. Für uns ist die Frage diese: In welcher Form ist das Nationalbekenntnis am besten? Wie praktiziert man es auf die beste Weise? Indem wir das tun, was wir vermögen, um unseren Landsleuten das Beste zu geben, was wir kennen, nämlich den Glauben an Christus. Für dänische Südschleswiger bedeutet die Erweckung, zu einem lebendigen Glauben zu erwachen. Wir haben so oft gesungen: ‚Es besteht keine Eile für den, der glaubt!‘. Wenn der Glaube uns erfüllt, dann wird er in uns brennen. Sonst ist der Glaube nur eine leere Redensart.“²⁸ Ein Bericht von Kronikas Ansgar-Rede ging von Flensburg nach Berlin ins RSHA, das nicht zuletzt aus diesem Grund die Erlangung eines Ausreise-Visums erschwerte, als er im April danach nach Kopenhagen fahren wollte.²⁹ Es ist aber bemerkenswert, das ihm nichts Schlimmeres passierte.

Am 23.9.1942 sprach Kronika erneut im Ansgar-Haus, dieses Mal über das Thema: „Entweder ein ewiges Leben bei Gott, oder ein ewiges Dasein bei Satan.“ Der Weg in Gottes Reich hieß Christus, und einem ewigen Leben in Frieden, Glück und Seligkeit gingen Bekenntnis und Buße voraus. Auch im irdischen Leben musste zwischen dem Guten und dem Bösen gewählt werden, und „niemand kann guten Gewissens das Böse wählen. Aber eine hervorstechende Eigenschaft ist die Angst; wir wagen nicht, uns selbst das zu enthüllen, was mit einer Maske mit uns geht. Deshalb brauchen wir die Buße, um uns ehrlich unter vier Augen auszusprechen. Die Beichte führt zur Vergebung der Sünden, wo all das ausgelöscht wird. Ohne dies ist kein Platz für das Gute. Das eigene Ich will herrschen und eigene Götter wie Geld, Macht, Karriere oder Lebensgenuss schaffen. Die Kraft, die uns über all dies hinwegtragen soll, heißt Gott, und der Weg zu ihm ist Christus. [...] Blicken wir auf unsere eigene Heimat und den Kampf, der hier ausgetragen werden musste, heißt es, dass das Christentum die Kraft darin war. Ohne Christus kann das Nationale ein Abgott werden, der das Christentum aussperrt und so der beste Feind des Guten werden.“³⁰ Und genau so sah Jacob Kronika den Nationalsozialismus.

Kronika sagte ja zum Christentum, zum Nazismus dagegen nein. Dies kam deutlich in seiner Besprechung von Friedrich Murawskis Buch „Der Gott“ über die germanische Weltanschauung in „Flensburg Avis“ vom 19.4.1945 zum Ausdruck. Ein Freund hatte es ihm mit den Worten zugesteckt: „Dieses Buch musst du lesen, um die geistigen Brüche zu verstehen, die in unserer Zeit vor sich gehen.“ Kronikas sachlich-nüchterne Besprechung hob hervor, dass Christentum, Judentum

und Islam semitische Religionen seien, die durch die germanische Weltanschauung ersetzt werden sollten, nämlich den Nationalsozialismus. Diese sei von Rasse und Blut bestimmt. Die Kirchen hätten hingegen den Deutschen eine jüdisch geprägte Weltanschauung aufgenötigt. Kirchenglaube und germanische Weltanschauung seien demnach unvereinbar. Das Christentum sei das Judentum für Nichtjuden, und es sei ganz unberechtigt, das Neue Testament als Gottes Wort zu bezeichnen. Für den Germanen sei das Volk der Mittelpunkt, die Volksgemeinschaft sei der Kraftquell. Die germanische Weltanschauung könne in dem Begriff Soldatentum zusammengefasst werden, mit dem die bedingungslose Bereitschaft zum Einsatz für das Volk ausgedrückt werde.

Deutlicher als in dieser Darstellung konnte der Nationalsozialismus nicht als antichristlich gestempelt werden - und damit als absolutes Gegenteil dessen, was Kronika als gut und richtig empfand.

Bekenntnisse und Beichten

Kronikas öffentliche Bekenntnisse waren zwar deutlich genug, dennoch ist es wohl verständlich, dass er nur im privaten Umgang härtere Worte gebrauchte. Als der junge Arild Hvidtfeldt im September 1943 als Korrespondent der Kopenhagener Zeitung „Social-Demokraten“ nach Berlin kam, traf er Kronika, und „nicht sehr viele Tage nach meiner Ankunft zog er mich im Club am Leipziger Platz zur Seite und legte eine lange, tiefgehende Beichte über seine früheren Verirrungen ab“, erinnerte sich Hvidtfeldt. „Dabei ging es zum Teil um sein Buch in Romanform, ‚Revolution‘, von 1934 oder 1935, das er mir einmal mit Widmung und einer eindeutigen kategorischen Distanzierung von seinen früheren Anschauungen überreichte. Nun war er überzeugter, unzweideutiger Gegner des Nazismus, dessen unmenschliche Bosheit er in biblischem Lichte betrachtete.“ Hvidtfeldt fügte hinzu: „Er war bedingungslos dänisch gesinnt, aber trotzdem war noch soviel Deutsches in ihm, dass es ihm selbst niemals aufging. Einiges davon hing vielleicht mit den übrigen Seiten seines Wesens zusammen.“³¹ In seinem dramatisch-dokumentarischen Buch „Midt i fjendens lejr“ aus dem Jahre 1966 wird Kronika von dem fiktiven kritischen jungen Südschleswiger „Peter“ im Jahre 1943 nach seiner Haltung zum Nationalsozialismus und seine Rolle in Berlin nach 1932 ausgefragt. Auf die Fragen des jungen Mannes antwortet ausführlich, ja fast väterlich, vor allem aber nachdenklich und selbstkritisch, beinahe nach Vergebung und Verständnis trachtend. Der junge „Peter“ hatte Kronikas Generation angeklagt, staatsbürgerliche Loyalität über das eigene Gewissen gestellt zu haben. Dieser Vorwurf überschattete das Verhältnis zwischen den alten und jungen Südschleswigern, die an den Fronten hatten kämpfen müssen. Wieviel Leid wäre der

Menschheit erspart geblieben, wenn er sein Leben bei einem Attentat auf Hitler geopfert hätte, sagt Kronika hier selbst - er, der mehrmals dem „Führer“ näher als eine Armlänge gewesen sei. Eine andere Möglichkeit wäre die Emigration gewesen, fährt Kronika fort, weg von Deutschland, weg: von der Mitverantwortung für die Verbrechen des Nazismus. Aber die Pflicht gegenüber der Heimat habe ihn gehalten. Nach 1939/40 hätten südschleswigsche

Deserteure Dänemark große Probleme bereiten können, von den Repressalien, die die eigenen Landsleute südlich der Grenze hätten treffen können, ganz zu schweigen. Hätte man sich offen zum Widerstand bekannt, hätte die Strafe nicht nur einen selbst, sondern auch Familie, Verwandte und Freunde getroffen, führt Kronika an.

Man kann mit gutem Grund annehmen, dass Kronika mehrfach die Flucht aus der Grausamkeit des Nazismus in den Selbstmord hinein erwog. Ohne Zweifel faszinierten ihn die Menschen, die diesen Ausweg gesucht hatten - so etwa der Künstler Jochen Klepper, mit dem Kronika sich wiederholt in seinen Werken befasst hat. Kronika hätte bestimmt einen passenden dramatischen Abgang aus diesem Leben zu finden vermocht. Unter diesen Umständen war Selbstmord aus seiner Sicht keine Sünde, sondern die einzige Möglichkeit, um sich dem Bösen in Deutschland zu entziehen. Als dänischer Südschleswiger fühlte er sich jedoch verpflichtet, im Lande zu bleiben und weiter zu leben, um seinen Einsatz für Volksgruppe und Heimat zu leisten. Offener Widerstand hätte die Existenz der Minderheit gefährdet, vielleicht sogar zu deren Ausrottung geführt. So hätte man seine Verantwortung gegenüber der Zukunft der Heimat erst recht verraten, denn ohne Dänentum hätte Südschleswig auch keine dänische Zukunft haben können.

Dass diese Erkenntnis Kronika zutiefst in der Seele schmerzte, daran kann es keinen Zweifel geben, denn durch das Überleben nahm man eine Mitverantwortung, eine Schuld auf sich: Derjenige, der nicht aktiv und offen bekämpft, was er als das Böse erkannt hat, macht sich schuldig. Demgemäß bekannte er auch seinem fiktiven, auf den 15.1.1943 zurückdatierten Gespräch mit „Peter“: „Ich flüchte nicht von meiner eigenen Schuld und Mitschuld, die in erster Linie darin bestand, dass ich nicht von Beginn an das Böse in Hitler und dem Nationalsozialismus durchschaute. Ich weiß auch, dass es sich absolut nicht machen lässt, das Spiel .Mitten im Lager des Feindes* zu spielen, ohne sich schuldig zu machen.“¹² Diese Schuld konnte seiner Meinung nach nur durch Buße gesühnt werden, die er noch in der Kriegszeit besonders bei denjenigen, denen er vollständig vertrauen konnte, aber auch in späteren Jahren immer wieder leistete. Tragisch ist, dass man ihm nie ganz verziehen hat - und auch er sich selbst nie ganz verzieh.

Übersetzung: Gerret Liebing-Schlaber

Anmerkungen

- I Hierzu Rene Rasmussen: „Man lernt zu denken und zu schweigen.“ „Flensburg Avis“ - eine Quelle alternativer Information? In: Flensburger Beiträge zur Zeitgeschichte, Bd. 4, Flensburg 1999; Ders.: „Flensburg Avis“ 1933-1945 - eine mißlungene Gleichschaltung? In: Zwischen Hoffnung, Anpassung und Bedrängnis. Minderheiten im deutsch-dänischen Grenzraum in der NS-Zeit, Bielefeld 2001; Ders., Rasmus Kreth, En mpsneravis og en propagandarejse - glimt af danske og tyske forspg på al påvirkedansk pressesomtaleaf Tyskland. In: 1 traditionog kaos. Festskrift til Henning Poulsen, Århus 2000.
- 2 Siehe z.B. Jacob Kronika: Midt i fjendens lejr. Slesvigske dagbogsblade fra Hitler- krigens Berlin, Kopenhagen 1966.
- 3 Willi A. Boelcke (Hg.): Kriegspropaganda 1939-1941. Stuttgart, 1966 S. 67f.
- 4 Ebenda, S. 61 f. Fritzsche verließ indessen gerade im März 1942 die Presseabteilung des Propagandaministeriums. Er wurde Propagandamitarbeiter bei Rommels Afrika-korps.
- 5 Archiv und Studienabteilung der Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig (DCB), E I Flensborg Avis* arkiv, Nr. 8, L.P. Christensens Notiz mit einem Auszug aus einen- Brief von Kronika vom 24.8.1943.
- 6 DCB P 29, Jacob Kronikas arkiv, Nr. 4, Brief Kronikas an L. P. Christensen vom 30.6.1942. P 29, Nr. 56,1, Den tyske Ugerevy Juni 1942 mit zugehöriger Korrespondenz. Kronika: Mit i fjendens lejr (wie Anm. 2), S. 73.
- 7 Kronika: Midt i fjendens lejr, S. 79 f. und S. 213 f.
- 8 Ebenda, S. 21 f. Vgl. außerdem S. 152-166.
- 9 Reichsarchiv Kopenhagen (RAK), Udenrigsministeriets Arkiv, Udenrigsministeriet Pressebureau, H 111-160 111. N. 204 b, Herluf Zahle an das Außenministerium am 22.2.1940.
- 10 Kronika: Midt i fjendens lejr, S. 71 f.
- 11 DCB P 29, Nr. 9, Schreiben von Eigil Steinmetz an Kronika vom 24.5.1940 und desser Antwort vom 4.6.1940.
- 12 Mehrere der Genannten wurden von den deutschen Besatzern entfernt - darunter vor Jessen und de Hemmer-Gudme - oder gingen in den Untergrund, wie Fleron, Schoch Outze, de Hemmer-Gudme und Kiilerich. Fleron, Schoch und de Hemmer-Gudmt wurden alle von der Gestapo während der Besatzungszeit verhaftet; de Hemmer- Gudme beging im September 1944 nach Verhör und Folter Selbstmord im „Shellhu set“, dem Kopenhagener Gestapo-Hauptquartier.
- 13 L. Bindslpv Frederiksen: Pressen under besa:ttelsen. Hovedtraik af den danske dags presses vilkår og virke i perioden 1940-1945, Århus 1960, S. 149 ff.
- 14 Arvid Fredborg: Bag Stålvolden. Korrespondent i Berlin 1941-1943. Kopenhagen 1945. Das Erinnerungsbuch erschien schon 1943 in Schweden und 1945 in Dänemark
- 15 Vgl. z.B. Gunnar Müllern: Det har inte statt i tidningen. Stockholm 1942; Rasmus Kreth: Pilestrasde under pres, Kpbenhavn 1998.
- 16 Vgl. u.a. Kronika: Midt i fjendens lejr, S. 59, 72 f. und 83.
- 17 Ebenda, S. 53.

- 18 DCB P 29, Nr. 9, Brief Kronikas an A.P. Hansen vom 9.10.1941.
- 19 Jacob Kronika: Midt i fjendens lejr, S. 267 f.
- 20 DCB P 29, Nr. 9, Brief Kronikas an Aage Schoch vom 1.9.1941.
- 21 Jacob Kronika: Berlins Undergang, Kpbcnhavn, 1946, S. 101 f.
- 22 Die Idee hierzu könnte Kronika von einem norwegischen Kollegen bekommen haben
Als die norwegischen Korrespondenten nach einigen Wochen Internierung im Frühjahr 1940 frei kamen, zog der Freund und Kollege Theo Findahl nach Italien. Er ging ins Kloster, trat zum Katholizismus über und kam als ein völlig anderer Mensch nach Berlin zurück. Vgl. dazu Müllern: Det har inte statt i tidningen (wie Anm. 15), S. 71, Zitat auf S. 37.
- 23 Vgl. z.B.: Kronika: Midt i fjendens lejr, S. 159 ff.
- 24 Ebenda, z.B. S. 207 und 259.
- 25 Ebenda, S. 117 und 136 ff.
- 26 Ebenda, S. 135.
- 27 Am deutlichsten wird dies in: Jacob Kronika: Hvorfor Holocaust? Nazismens „religiøse“ vanvid, Flensburg 1979.
- 28 Siehe auch Kronika: Midt i fjendens lejr, S. 52. Nach diesen Aufzeichnungen soll nach der Versammlung ein Gespräch zwischen Kronika, Christensen, Tage Jessen u.v.a. stattgefunden haben, in dem man auch die Zukunft Südschleswigs erörterte. Angeblich hat sich Kronika hier für eine Loslösung von Deutschland ohne Grenzverschiebung und Abstimmung nach einer längeren Besinnungszeit ausgesprochen.
- 29 Ebenda, S. 64 f.
- 30 Ebenda, S. 100 f. Vgl. dazu auch Kronikas Beiträge in Flensburg Avis vom 7. und 8. 11.1944 über Gottesdienste in Berlin mit Schwerpunkten: „Sucht erst Gottes Reich“ und „Mammon-Dämonen“, in denen er ein deutliches Glaubensbekenntnis ablegt.
- 31 Arild Hvidtfeldt: I fred og krig. Erindringer indtil 1945, Kopenhagen 1995, S. 83.
- 32 Kronika: Midt i fjendens lejr, S. 21 f, auch S. 152-166.

... und sich nicht mit den Flüchtlingen zu vermischen“

Ein wenig bekannter Aspekt des dänischen Grenzkampfes nach 1945

von MARTIN KLATT

Die nach dem Zweiten Weltkrieg in großer Zahl nach Schleswig-Holstein gekommenen Flüchtlinge und Vertriebenen spielten eine nicht unerhebliche Rolle im Grenzkampf nach dem Zweiten Weltkrieg, die in der bisherigen historischen Forschung zwar beachtet, aber noch nicht umfassend untersucht worden ist. Martin Klatt, der von 1997-2000 Forschungsstipendiat an der Studienabteilung der Dansk Centralbibliotek Flensburg war und jetzt als wissenschaftlicher Assistent für Zeitgeschichte am Institut for grænseregionsforskning in Apenrade tätig ist, füllt mit seinem kürzlich erschienenen Buch „Flygtningene og Sydslesvigs danske bevægelse 1945-1955“ diese Lücke. Der vorliegende Beitrag greift einen grotesken Aspekt des dänischen Grenzkampfes auf: die fremdenfeindliche, oft rassistische Agitation gegen „Mischehen“ zwischen Einheimischen und Flüchtlingen oder Vertriebenen.

Die Redaktion

Der Flüchtlingszustrom in den Jahren 1945-49 führte in ländlichen Gegenden Schleswig-Holsteins zu einer Verdoppelung der Bevölkerung. Dies bedeutete, dass praktisch in jedem Haushalt Flüchtlinge einquartiert waren. Eine Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen war vor dem Beginn des Wirtschaftsaufschwungs der 1950er Jahre kaum möglich. Auch die zahlreichen Pläne, durch Umsiedlung der Flüchtlinge eine gleichmäßigere Verteilung auf Westdeutschland zu erreichen, konnten erst nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 teilweise realisiert werden.

Die dänische Minderheit sowie die übrigen einheimischen Südschleswiger, die nach 1945 auf einen Anschluss Südschleswigs an Dänemark hofften, betrachteten die hohe Flüchtlingsbelegung mit Sorge.² Man fürchtete, dass die Anwesenheit der Flüchtlinge den gewünschten Anschluss an Dänemark erschweren oder gar unmöglich machen würde. Bei einer eventuellen Volksabstimmung würden die Flüchtlinge das deutsche Wählerreservoir vergrößern, wenn sie an der Abstimmung teilnehmen dürften. Diese Bedrohung der dänischen Pläne war jedoch 1945-46 noch hypothetisch: Bei der 1920er Abstimmung war beispielsweise eine Mindestansässigkeit von 20 Jahren Voraussetzung für das Stimmrecht. Eine

größere Gefahr bedeutete in den Augen leitender Mitglieder der Minderheit, und vieler deutschgesinnter Schleswig-Holsteiner übrigens auch, die „Überfremdung“ durch die angeblich „artfremden“ Flüchtlinge; teilweise sprach man sogar von „andersrassig“.³ In den Augen der dänischen Minderheit gab es deutliche Anzeichen dieser schleichenden Überfremdung, wie z.B. die zunehmend in die öffentliche Verwaltung integrierten Flüchtlingsbeamten und die scheinbare Dominanz der Flüchtlinge in den neu- bzw. wiedergegründeten deutschen Parteien. Da es nicht gelang, die Flüchtlinge von den geplanten Parlamentswahlen auszuschließen, verstärkte sich in den Augen der Minderheit deren Einfluss auf die schleswig-holsteinische Politik. Insbesondere die dänische Minderheit hob deshalb die Andersartigkeit der Flüchtlinge hervor. Der Wunsch einer Mehrheit der einheimischen Bevölkerung nach Anschluss an Dänemark wurde ja als Erwachen eines verschütteten Dänentums interpretiert: Die südschleswigsche Bevölkerung habe zurück zu den Wurzeln ihrer volklich dänischen Abstammung gefunden. Dementsprechend wurden die Flüchtlinge als gefährlichste Gegner der Südschleswiger präsentiert. Eine Integration der Flüchtlinge sollte auf jeden Fall verhindert werden, um den besonderen schleswigschen Volkscharakter zu erhalten, den die Minderheit anhand von Abstammungskriterien definierte.

Die tatsächliche Entwicklung ging jedoch in eine andere Richtung. Die Umsiedlungspläne ließen sich nicht umsetzen: Die anderen Länder der westlichen Besatzungszonen weigerten sich, Flüchtlinge aufzunehmen, und ein Rückkehrprogramm in die sowjetische Zone scheiterte im Herbst 1945 an mangelndem Interesse seitens der Flüchtlinge. Im öffentlichen Dienst wurden Flüchtlinge schnell in vielen Bereichen eingestellt, und die Heiratsstatistiken zeigten, dass die junge Generation die Integration auf diesem Wege vollzog. Die Minderheitenleitung versuchte besonders der letztgenannten, in ihren Augen alarmierenden, Entwicklung gegenzusteuern. Sowohl im dänischen Jugendverband Sydslesvigs danske Ungdomsforening als auch im Dachverband der dänischen Minderheit Sydslesvigsk Forening (SSF) machte man sich seit 1946 und insbesondere 1947 Gedanken, wie man dem Trend zu „Mischehen“ entgegenwirken könnte. Unter anderem wurde beschlossen, die einzelnen Vereine aufzufordern, die Jugend über die große Gefahr der „Mischehen“ aufzuklären. Südschleswigs Jugend sollte sich von den Fremden fernhalten.

In einem deutschsprachigen Rundschreiben des Dänischen General Sekretariats vom Februar 1947 wurden zunächst statistische Angaben über die Zahl der „Mischehen“ gemacht: Vor dem Standesamt Flensburg wurden beispielsweise 1946 nach einer SSF-Erhebung 441 „gemischte“ Ehen geschlossen, gegenüber nur 199 Ehen, in denen beide Ehepartner Südschleswiger waren. Danach heißt es in dem Rundschreiben:⁴

„Unsere Jugend muß wissen, daß sie ein hohes, ernstes Gut zu verwalten hat; denn sie ist es, auf deren Schultern die Zukunft dieses Landes ruht. Nur wenn sie ihren Glauben und ihre Kampfkraft aus den nationalen Wurzeln des Südschleswigschen Volkes schöpft, wird es ihr gelingen, ihr Heimatrecht aus dem Unrecht der letzten Jahrzehnte zu befreien und einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen. Deshalb muß gerade unsere Jugend das Unglück klar sehen, das in den oben gegebenen nüchternen Zahlen heraufzieht und den Tod des südschleswigschen Volkes bedeutet. Mit allen Mitteln muß klar und bewußt dagegen angekämpft werden.“ Wahrscheinlich war es jedoch auch damals schon nicht einfach, die Jugend mit trockenen Vorträgen über eine angebliche volkliche Gefahr in der Wahl von Liebes- und Ehepartnern zu beeinflussen. Deshalb wurden auch noch andere Mittel benutzt, um jungen Südschleswigern den Ernst der Lage zu vermitteln. Eins dieser Mittel war das damals weit verbreitete Laienspiel; und so schrieb der damals in der dänischen Bewegung aktive Eiderstedter Wilhelm Hönck 1947 ein Stück, das über den Humor versuchte, die Jugend zu bewegen, einheimische Ehepartner zu wählen. Hönck (1899-1985) entstammt einer traditionellen Eiderstedter Bauernfamilie. Seine politische Biographie ist bunt: In den 1920ern war Hönck Anhänger der Landvolk- und auch der deutschnationalen Ludendorff-Bewegung (Tannenberg-Bund). Aus Höncks Nachlass wird eine kritische Einstellung zum Nationalsozialismus deutlich: Nicht zur nationalen Ideologie prinzipiell oder zum Antisemitismus, sondern zum proletenhaft-primitiven Auftreten der Bewegung und zur Herausforderung der alten Eliten durch nazistische Emporkömmlinge. Hönck war auch nach 1933 eindeutig deutschnational eingestellt. Im Krieg als „Sonderführer“ mit Landwirtschafts- und Ernährungsfragen im besetzten Osten und später in Frankreich befasst, distanzierte er sich innerlich von den Methoden der deutschen Kriegsführung, die seiner Auffassung nach durch ihre ideologische Vernichtungspolitik die Funktionsfähigkeit der Landwirtschaft im besetzten Ostland gefährdete. Nach 1945 ging Hönck in die dänische Bewegung, in den 1950er Jahren war er Mitglied der SSW-Kreistagsfraktion in Eiderstedt. 1965 kandidierte er für die Deutsche Friedensunion für den Bundestag. ⁵ Höncks plattdeutsches Laienspiel trug den Titel *Ne bös Tass Tee*. ⁶ Dieser dano-plattdeutsche Titel ist etwas schwierig zu erklären und spielt wohl auf die dänische Redewendung „en tynd kop te“ an, die z. B. zur Kennzeichnung einer inhaltlich schwachen Leistung benutzt wird. Die Flüchtlinge waren also eine schlechte Tasse Tee: ein schwer verdaulicher Brocken für die einheimische Bevölkerung. Das Stück wurde in der deutschen Presse Schleswig-Holsteins sehr ungnädig aufgenommen: Man sprach von „einem einzigen Appell an die niedersten Instinkte der Zuschauer“ und davon, dass die begeisterte Aufnahme des Stückes ein Beweis dafür sei, dass die Mitglieder des Sydslesvigsk Forening kulturelle Analphabeten seien. ⁷ Das

waren zweifellos harte Worte.

Worum ging es also in diesem Stück? Es handelte grob gesagt von all dem Unglück, das Südschleswig im Laufe der Geschichte aus dem Süden geschehen war, überzeichnet bis zur unfreiwilligen Karikatur. Dieses Unglück hatte nun (1947) in der Gestalt der Flüchtlinge seinen Höhepunkt erreicht. Im grellen Lichte werden die ausschließlich schlechten Eigenschaften der Fremden dargestellt, welche in den Landesteil gekommen waren und angeblich dessen Bevölkerung und deren kulturelle Eigenart bedrohten.

Die Handlung beginnt im Jahre 1844 in Tönning. Boy, ein „Tönner Fischerjung“, ist zufrieden mit seinem Eiderstedter Leben im damals noch bestehenden dänischen Gesamtstaat. Seine Freundin Eyke dagegen unterliegt den Versuchungen des aufstrebenden Deutschlands: Kleidung nach neuester Hamburger Mode, Hochdeutsch sprechen und die schneidigen preussischen Uniformen. Das versteht Boy nicht: „Bliw mi bloos mit dien Schiet ut Hamborg von Liev und gor noch de Preussen, wenn ick doran denk, dann gru ick mi.“

Eyke: „Du weetst eben nich wat fein is.“

Aber Boy lässt sich nicht überzeugen. Er hat im Gegenteil das (prophetische) Gefühl, dass die Preußen eines Tages ein „groot Maleur“ für die Eiderstedter werden. Der alte Oie stimmt zu: „Weest du, wat ut den Süden kommt, wat segg man her jümmers, hoben hui, unnen pfui.“

Boy warnt seine Freundin. Was würde sie sagen, wenn er nun einem Mädchen aus dem Süden hinterherlaufen würde? „Sümm er son en mit Nom Pupatschet oder Schlesinske, mit sonne dicken Been, runnen Kopp og Knoppooogen.“

Im zweiten Aufzug wird die Handlung um 100 Jahre in die Gegenwart versetzt, in eine Tönninger Gaststätte des Jahres 1947. Eyke arbeitet nun dort, und sie ist sehr traurig, weil sie ihren Freund Boy draußen auf der Straße mit „Frau Pupatschek“ gesehen hat. Eigentlich hatte sie gehofft, nun nach Kriegsende endlich etwas vom Leben zu haben, aber nun hat ihr ein hergelaufenes Flittchen ihren Freund ausgespannt. „Wat schall ener dorbi maaken. Wi helpt uns Arbeit, un koent nich den leven Dag as de optockelten Pfauen herumlooppen.“ Sie würde jedenfalls nicht mit einem Flüchtling anbinden, falls Boy sie verlassen sollte: „Denn glöv man jo nich, dat ick son anner Schiet hebben will.“

Dann kommt der 80-jährige Momme hinzu. Er klagt darüber, seine Söhne im Ersten Weltkrieg verloren zu haben. Sein Enkel, der den Hof erben sollte, hat den Zweiten Weltkrieg überlebt, aber in Mommens Augen umsonst, denn er hat sich in eine Flüchtlingsfrau verliebt: „Ich heff em doch verloren. All mien prädiggen, dat de Hoff sin eegen Gesetz hett, dat diet höger staiht, as de Staat, is umsons wen. Siet de Fremme mit twee Kinner op'n Hoff ist, und min Ove se flieht het, gaiht all'ns ut Rand und Band.“ Daraufhin gedachten alle Anwesenden der guten alten

Zeit, als „wie noch unner uns werren“.

Nun betreten zwei Flüchtlinge das Gasthaus, die schon genannte Frau Pupatschek und ein Herr Schimpanschi. Frau Pupatschek beklagt sich über das Gasthaus und die Speisen auf der Speisekarte: „Brr, Bottermelk mit Klümp, was das wohl für ein Fraß ist!“ Schmorbraten mit Spinat ist auch nicht nach ihrem Geschmack: „komische Leute, kochen immer alles getrennt.“ Dann fragt sie die Bedienung (Eyke) nach etwas anderem als „Heißgetränk“ (warmes Wasser mit Aroma). Sie möchten nämlich Herrn Schimpanschis Ernennung zum Abteilungsleiter feiern. Mommies Kommentar: „Uck alles nehmt se uns weg.“

In ihrer weiteren Unterhaltung machen sich die Flüchtlinge über die Naivität der Einheimischen lustig: Frau Pupatschek weist auf Herrn Schimpanschis braune Vergangenheit hin („wenn die wüssten!“), woraufher ihren leichten Lebenswandel in Insterburg erwähnt. Das stört sie jedoch nicht: Es würde sie in den Augen der Einheimischen nur interessanter machen. Dann prahlt sie mit ihrer neuesten Eroberung Boy, während sie sich gleichzeitig über den in ihren Augen merkwürdigen Namen lustig macht. Nun betritt Boy die Gaststätte, worauf Eyke weinend hinausläuft. Nach Aufforderung durch Frau Pupatschek setzt Boy sich zu den Flüchtlingen. Frau Pupatschek erzählt daraufhin vom Leben auf ihrem Rittergut in Ostpreußen, wo sie nur die feinsten Delikatessen aßen. Ihre Tischmanieren sind jedoch nicht so fein: Sie nimmt beim Essen das Messer in den Mund. Boy versucht sich auf Hochdeutsch: „Wie muss ich Sie bedauern, hier im fremden kalten Norden. Ich muss Ihr Los erleichtern helfen.“ Nach dem Essen bittet Frau Pupatschek Boy um eine Zigarette. Als Fischer raucht Boy Pfeife und kann ihr nicht helfen. Der Herr Abteilungsleiter zündet sich selbst eine Zigarette an, denkt aber nicht daran, Frau Pupatschek auch eine anzubieten. Sie zanken sich daraufhin, und Frau Pupatschek bekommt ihre Zigarette, als sie droht, von Herrn Schimpanschis Nazi-Vergangenheit zu erzählen.

Dann will Frau Pupatschek mit Boy tanzen. „Sie trällert in ordinärer Weise die Melodie mit, streicht und zupft an ihrer knallgelben Bluse herum. Sie tanzen, wobei sie weiter raucht und sich in auffälliger Weise an Boy körperlich herandrängt.“ Schließlich küsst sie ihn. Boy ist peinlich berührt und wendet sich ab. Herr Schimpanschi macht Frau Pupatschek darauf aufmerksam, dass ihr Verhalten auf die übrigen Gäste anstößig wirkt. Sie antwortet: „Ich benehme mich wie ich will, noch dazu in dieser langweiligen Bruchbude.“ Als sie gehen will, fragt die Bedienung, ob Herr Schimpanschi die Rechnung bezahlt. Er will jedoch nur sein Essen bezahlen. Jetzt reicht es Frau Pupatschek: „Einen ganzen Koffer voll seidener Blitzmädelstrümpfe hat er sich unter den Nagel gerissen“, und jetzt will er nicht einmal für seine Begleitung bezahlen. Herr Schimpanschi erzählt daraufhin, dass Frau Pupatschek nur Dienstmädchen auf dem Rittergut war und dass sie sich

allabendlich in Insterburgs zahlreichen Kneipen rumgetrieben hat. Nun stürzt sich Frau Pupatschek auf Herrn Schimpanschi, erzählt von seiner braunen Vergangenheit und will ihm die Augen auskratzen. Boy sieht seinen Fehler ein, schmeißt die streitenden Flüchtlinge aus der Gaststätte hinaus und kehrt zu Eyke zurück. Höncks Stück vereint alle Klischees Einheimischer über die Flüchtlinge: Sie waren Nazis, denen man ihre Parteivergangenheit nicht nachweisen konnte („sie haben ihre Sparbücher mitgebracht, aber ihre Parteibücher verloren“), sie beklagen sich über alles, sind undankbar gegen die Einheimischen, in ihrer Heimat war alles besser und größer, sie behandeln die Einheimischen mit arroganter Herablassung, nehmen ihnen die Arbeitsplätze weg, haben schlechte Manieren usw. Die Verärgerung der deutschen Presse über das Stück erscheint von daher nicht ungerechtfertigt. Gleichzeitig muss vermutet werden, dass sowohl dänisch- wie deutschgesinnte Einheimische das Stück amüsant fanden. Es drückte aus, was viele innerlich über die Flüchtlinge dachten.

Leider wissen wir nicht, wie verbreitet dieses und andere dänische Stücke zum Thema Flüchtlinge waren. Im November 1947 hielt Wilhelm Hönck einen Vortrag über das Thema Ehen mit Flüchtlingen im dänischen Jugendverband Husum: Die anschließende Diskussion zeigt, dass die Jugendlichen dort das Stück zu kennen schienen. Von den Jugendlichen wurde gefordert, dass mehr Tanzabende in den dänischen Vereinen stattfänden, wo scharf kontrolliert werden sollte, dass Flüchtlinge keinen Zutritt erhielten.⁸

Die Position der Minderheit zur Frage einer Heirat mit Flüchtlingen verhärtete sich zusehends. Nach einer breiten Diskussion in wohl allen Ortsvereinen des Sydslesvigsk Forening sowie im Jugendverband wurde im März 1948 beschlossen, Mitglieder auszuschließen, die sich mit jemandem verheirateten, der südlich der Eider geboren und nach dem 1.9.1939 zugewandert war. Diese Entscheidung war nicht einstimmig: Sowohl im Vorstand des SSF als auch in den Ortsvereinen gab es Gegner einer solch radikalen Linie. Aber insbesondere an der Basis schien die große Mehrheit drastische Maßnahmen zu befürworten, wie beispielsweise der abgebildete Brief des SSF Rendsburg zeigt (Abb. 3), dem auch das Titelzitat des vorliegenden Aufsatzes entnommen wurde.

Die Durchführung des Beschlusses war jedoch nicht so einfach. Nur in Flensburg wurde er anscheinend bis Herbst 1948 konsequent befolgt. Ein dänischgesinnter Standesbeamter versorgte in diesem Zeitraum das Flensburger SSF-Sekretariat mit den entsprechenden Daten, so dass von April bis September 1948 45 Mitglieder aus dem SSF ausgeschlossen wurden, weil sie gegen das „Mischehen“-Verbot verstoßen hatten.⁹ Aus den Landbezirken sind nur einige Einzelfälle von Ausschlüssen dokumentiert, darunter aber immerhin der Sohn eines Ortsvereinsvorsitzenden. Ein anderer Ortsvereinsvorsitzender konnte dagegen im Amt bleiben,

obwohl er selbst mit einer Ostpreußin verlobt war. Diese Situation löste jedoch heftige Kritik von einigen Mitgliedern des Ortsvereins sowie von dem Patenverein in Dänemark aus.¹⁰ Die Erfolglosigkeit der Ausschlusspolitik, aber auch die rassistische Verblendung des Redakteurs, wird in einem Artikel der deutschsprachigen SSW-Zeitung Südschleswigsche Heimatzeitung vom 15. Januar 1949 deutlich:

„Fließend ohne Unterbrechung geht die Unterwanderung vor sich, die das Blut des Ostens in unsere alten friesischen und niedersächsischen Familien einsickern läßt. Die Germanisierung des Ostens ist stets unvollkommen geblieben. Jedenfalls ergibt sich das aus dem hiesigen Anschauungsunterricht. Aber nicht jeden unterrichtet die Anschauung. Man sagt: in der Jugend ist der Teufel schön. Die Blindheit der Jugend ist die Einfallspforte für das fremde Wesen. [...] Die Aufostung vollzieht sich unaufgefordert auf den Schwingen des Eros. Und in gleichem Maße mindert sich die Abwehrkraft unserer Bevölkerung gegen den fremden Griff nach ihrem Land, ihrem Recht und ihrer Freiheit. Aehnliche Vorgänge kennt die Geschichte zahlreich. Nordfrieslands Schicksal steht nur klein neben dem Untergang von Rom. An die Stelle der schlanken hohen Friesengestalten mit ihren schmalen rassigen Gesichtern wird der breitgesichtige untersetzte slawische Typus treten. Das ist das Aeußere, das dem Geist entspricht, der sich den Körper baut. Wenn unsere Jugend nicht endlich sehen lernt, so ist dies ein Nekrolog.“ Mit der Satzungsänderung 1950 verschwand das „Mischehen“-Verbot aus der Satzung des SSF. Eine Diskussion über die Streichung dieses Paragraphen ist nicht dokumentiert.

Mit der heutigen historischen Erfahrung kann man feststellen, dass die drastische Haltung der Minderheit zu Ehen mit Flüchtlingen den Interessen der dänischen Südschleswiger bestimmt nicht förderlich war. Sowohl Höncks Laienspiel als auch die Satzungsänderung des SSF sind heute schwer verständlich. Sie lassen sich nur aus der damaligen Situation erklären, damit aber nicht entschuldigen. Das Kernziel der dänischen Bewegung in Südschleswig nach 1945, die „Wiedervereinigung“ mit Dänemark, war bedroht. Faktisch jedoch nicht so sehr durch die Flüchtlinge als durch die großpolitische Wetterlage nach dem Zweiten Weltkrieg. Das wollten oder konnten damals die wenigsten erkennen. Die Flüchtlinge mussten als Sündenbock herhalten, und man griff zu Paniklösungen. Heute wird sich kaum jemand an diesen Teil des Grenzkampfes erinnern, vieles wurde sicherlich verdrängt. Einige Flüchtlinge der nachgeborenen Generation gehören mittlerweile sogar der dänischen Minderheit an: Das Gesinnungsprinzip hat das Abstammungsprinzip (hoffentlich) endgültig beiseite gedrängt.

Anmerkungen

- 1 Martin Klatt: Flygtningene og Sydslesvigs danske bevaegelse 1945-1955, hrsg. v. Studieafdelingen ved Dansk Centralbibliotek for Sydslesvig, Flensburg 2001.
- 2 Vgl. u.a. Johann Peter Noack: Det sydslesvigske gnensesporgsmål 1945-1947, Aabenraa 1991, S. 218f., ders.: Det danske mindretal 1948-1955, Aabenraa 1997.
- 3 Vgl. z. B. Manfred Jessen-Klingenberg: „In allem widerstrebt uns dieses Volk“. Rassistische und fremdenfeindliche Urteile über die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge in Schleswig-Holstein 1945-1946, in: Karl Heinrich Pohl (Hrg.): Regionalgeschichte heute. Das Flüchtlingsproblem in Schleswig-Holstein nach 1945, Bielefeld 1997, S. 81-98.
- 4 Mitteilungen des SSV, Februar 1947, Archiv an der Dänischen Zentralbibliothek für Südschleswig (ADCB) F 130-1.
- 5 Höncks Nachlass befindet sich im ADCB, P 335.
- 6 Manuskript im ADCB, P 335-6.
- 7 So das Flensburger Tageblatt und die Kieler Nachrichten, nach Flensburg Avis, 11.11.1947.
- 8 Dänischer Jugendverband Husum, 13.11.1947, ADCB I 35-72.
- 9 Liste über Streichungen/Austritte auf Grund von § 1a, ADCB I 45-35.
- 10 Martin Klatt (wie Anm. 1), S. 178.

Ein fremdes Land

Dänemark entdeckt seine Weltkriegsvergangenheit neu

Die Dänen, so schien es, waren lange Zeit mit sich und ihrer Rolle während des Zweiten Weltkrieges im Reinen. In den vergangenen Monaten ist jedoch eine Debatte entbrannt, deren Umfang wie Intensität überrascht und deren Ende nicht abzusehen ist.

„Die Vergangenheit ist ein fremdes Land.“ Zwar bezog der dänische Historiker Søren Mørch diesen Satz auf den Umstand, dass es jeder historischen Epoche schwer falle, eine vorherige zu begreifen. Treffender allerdings hätte niemand die gegenwärtige Situation in Dänemark beschreiben können. – Was ist geschehen? Nach dem Einmarsch deutscher Truppen am 9. April 1940, so die bisher verbreitete Geschichtsauffassung, blieb Dänemark keine Wahl. Das Land war zu klein, um Widerstand zu leisten. Folglich musste man mit den Besatzern kooperieren: politisch, wirtschaftlich, überhaupt. Unmut gegen dieses Arrangement gab es von Anfang an. 1943 aber nahmen die Spannungen derart zu, dass viele Dänen den Status quo aufkündigten: Die Regierung trat kollektiv zurück, die Juden wurden gerettet, die Widerstandsbewegung wuchs. Seite an Seite mit den Alliierten wurden die Deutschen besiegt. Über moralische Zweifel war das Land erhaben.

Korrigierte Schwarzweißbilder

Eine schöne, eine unschuldige Überlieferung. Wer sich interessierte, wusste seit langem, dass die Realität eine andere war. Dem Schwarzweißbild fehlten die Schattierungen. Gewiss, den dänischen Juden wurde zur Flucht über den Øresund nach Schweden verholten. Viele der beteiligten Fischer ließen sich für ihre Hilfe jedoch herrschaftlich bezahlen. Sicher, es gab die mutigen Widerstandsgruppen, die durch Sabotage die deutsche Kriegsmaschinerie irritierten. Doch war die Zahl der Sympathisanten – Parteimitglieder und -funktionäre, Spitzel, freiwillige Soldaten, Mitglieder der SS – nicht ungleich höher? Und die Dänen allgemein? Ein ganzes Volk in innerer Emigration, das mit den Deutschen, wenn überhaupt, nur das Nötigste zu tun haben wollte? Wie die Norweger quasi?

Dass es wohl doch anders, die Verstrickung vor allem im wirtschaftlichen Bereich allgemeiner gewesen ist als weithin angenommen, legt das Buch „Krigens Købmænd“ (Händler des Krieges) der Journalisten Christian Jensen, Tomas Kristiansen und Karl Erik Nielsen nahe, welches vor einigen Monaten erschienen ist. Die Autoren pointieren, dass es bereits wenige Tage nach dem Einfall der Wehrmacht in Kopenhagen zu einem Treffen zwischen deutschen und dänischen

Behörden gekommen ist, in dessen Verlauf die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern geregelt wurde. Während Norwegen in Berlin als Feindesland betrachtet wurde, sei den Dänen, so die Weisung Hitlers, „in freundlichster Weise“ zu begegnen. Benötigte Rohstoffe sollten geliefert, die in Anspruch genommenen Dienste und Güter bezahlt werden. Zu diesem Zweck wurden in der dänischen Nationalbank zwei Konten eingerichtet, über die alle Geschäfte finanziert wurden. Nach dem Krieg sollte der angehäuften Betrag von der deutschen Regierung beglichen werden.

Kontroversen

Dieses Modell erwies sich für beide Seiten als überaus erfolgreich. Einem internen Papier der Besatzungsbehörde gemäß entwickelte sich Dänemark nach Italien zum zweitwichtigsten Handelspartner des Dritten Reiches. Lag der deutsche Anteil am dänischen Import und Export 1939 bei etwa 25 Prozent, erhöhte sich dieser Wert ein Jahr später auf 75 bzw. 85 Prozent. Das Land habe alle Erwartungen übertroffen und insbesondere der deutschen Kriegsindustrie wichtige Dienste erwiesen. Aus Sicht der Nazis, so folgern auch die Autoren, „waren wir eine Mustergesellschaft“.

Doch auch die Dänen selbst profitierten. Die Arbeitslosigkeit fiel von etwa 25 Prozent 1940 auf unter 5 Prozent 1944. Das vereinbarte Verrechnungssystem lud zum Betrug geradezu ein: Waren wurden abgerechnet, die nie geliefert wurden, Angestellte beschäftigt, die kein Mensch je zu Gesicht bekam. In Berlin erreichten Vertreter verschiedener Wirtschaftsverbände gar die Erhöhung der Exportpreise. Ob Kleinbetrieb oder Großindustrie – auf Kosten der Allgemeinheit machten viele das Geschäft ihres Lebens.

Allein die Veröffentlichung dieses Buches führte in Dänemark zu Kontroversen. Der Großkonzern A. P. Møller verkaufte seine Aktien an der Tageszeitung „Berlingske Tidende“, dem Arbeitgeber der Journalisten. Viele Historiker warfen den Autoren vor, ihr Urteil pauschal und auf einer unzureichenden Faktengrundlage getroffen zu haben. Demgegenüber fragten viele Kommentatoren, warum die Wissenschaft das Problem der wirtschaftlichen Kollaboration so lange unbeachtet gelassen habe. Anfang August schließlich wurde eine 13-köpfige Historikerkommission eingesetzt, die sich dem Thema in den kommenden drei Jahren widmen soll. Für das Projekt stellte die dänische Regierung fünf Millionen Kronen zur Verfügung.

Causa finita? Bei weitem nicht. Zu einem wahren Sturm der Entrüstung führten zwei weitere Publikationen – Stefan Emkjærs „Stikkerdrab“ (Verrätermord) sowie Peter Øvig Knudsens „Efter drabet“ (Nach dem Mord). Beide nämlich werfen kritisches Licht auf die dänische Widerstandsbewegung, eine Art nationales Heiligtum. Über 400 Verräter, sogenannte „stikkere“, hatte diese zwischen Mai

1943 und Mai 1945 ermordet. Das Motiv für die Hinrichtung sei, so die allgemeine Auffassung, nicht Rache, sondern Notwehr gewesen. Stets habe man den Einzelfall vor der Liquidierung gründlich untersucht; außerdem habe ein zentrales Gremium des „Freiheitsrates“ – eine Art Gericht – anhand der Indizien zuvor ein Urteil gefällt, so dass man sich selbst unter den schwierigen Bedingungen des Widerstandes dem Ideal des Rechtsstaates genähert habe. Dass nun genau dies nicht der Fall war, belegen die beiden Publikationen. Die meisten Fälle wurden auf lokaler Ebene, oftmals auch von Einzelpersonen entschieden. Langfristige Ermittlungen gegen verdächtige Personen waren eine Seltenheit, Ad-hoc Entscheidungen gerade gegen Ende der Besatzungszeit die Regel. Immerhin ein Viertel aller Exekutionen fanden im letzten Monat vor Kriegsende statt. Auch hat es nicht wenige Unschuldige getroffen. In vielen Fällen bedeuteten Gerüchte und vage Vermutungen bereits das Todesurteil. Zufälle und Verwechslungen spielten eine Rolle. Schließlich gab es neben Fällen persönlicher Rache auch Versuche zu wirtschaftlicher Vorteilsnahme, die unter dem Deckmantel des Widerstandes verschleiert wurden.

Tabuisierung

Nicht die Liquidierungen als solche werden nun in der gegenwärtigen Debatte als problematisch betrachtet. Die Zahl von etwa 400 „Verrätermorden“ war bekannt: Man könne die besonderen Umstände des Krieges nicht ignorieren. Vielmehr geht es um die Frage, wie mit dem Thema seitens der Regierung, an der führende Vertreter des Widerstandes beteiligt waren, nach dem Ende der Besatzung verfahren wurde. Anstatt aufzuarbeiten, Fehler einzuräumen und die unschuldigen Opfer zu rehabilitieren, wurde – tabuisiert. Den ehemaligen Mitstreitern aus dem Widerstand wurde nahegelegt, sich öffentlich nicht zu äußern. Anfragen von Familienmitgliedern der Opfer wurden mit Standardbriefen beantwortet, eine polizeiliche Untersuchung verhindert. Lediglich in neun Fällen folgte schließlich eine Rehabilitierung, was nach Emkjær allerdings weniger mit der Unschuld der Opfer als mit politischem Opportunismus zu tun hatte: Indem einige Personen rehabilitiert wurden, galten alle anderen Fälle fortan als untersucht.

Auch die dänische Historikerkunft geriet erneut in die Kritik. Peter Øvig Knudsen ist Journalist, Stefan Emkjær zwar Historiker, allerdings ein blutjunger. Das Buch „Stikkerdrab“ ist seine Magisterarbeit. Mit anderen Worten: 56 Jahre mussten vergehen, bis das Thema eines wurde. Unter der Überschrift „Die Geschichtslosen“ fragte Klaus Wivel in der Wochenzeitung „Weekendavisen“ donnernd, ob es Faulheit, Feigheit oder einfach nur mangelnde Neugier sei, die dazu führe, dass Journalisten derzeit die wichtigsten Publikationen über die Vergangenheit des Landes verfassten. Das Echo folgte prompt: Journalisten schrieben nicht die wichtigsten Bücher, sondern diejenigen, die den reißendsten

Absatz erwarten ließen.

Der Streit dürfte schon bald neue Nahrung erhalten. In Kürze erscheint ein Buch, das das Schicksal der dänischen Kriegskinder thematisiert – das erste zu diesem Thema wohlbemerkt. Auch in diesem Zusammenhang hat der dänische Staat jahrzehntelang Grundrechte missachtet. Die Namen der deutschen Väter wurden aus den Geburtsurkunden gestrichen, ihnen selbst alle Rechte abgesprochen. Bis Ende der neunziger Jahre wurde den Kindern jegliche Akteneinsicht verwehrt. Der Verfasser des Buches ist weder Journalist noch Historiker, sondern ein Lehrer, der mit 48 Jahren entdeckte, wer sein richtiger Vater war. Die Vergangenheit ist ein fremdes Land. In Dänemark ist man dabei, die eine oder andere Provinz zu entdecken.

Marc-Christoph Wagner, in: Neue Zürcher Zeitung, 23.11.2001

Wenige Geschäfte mit deutschen Besatzern

„Freispruch“ für dänisches Vorzeigeunternehmen Danfoss – Rechtshistoriker Prof. Ditlev Tamm legte Gutachten vor

Gut ein Jahr, nachdem drei Kopenhagener Journalisten mit ihrem Buch „Krigens Købmænd“ (Kaufleute des Krieges) die dänische Öffentlichkeit mit Darstellungen schockierten, mehrere bekannte Industrielle wie der 1964 verstorbene Gründer des Danfoss-Konzerns, Mads Clausen, hätten zwischen 1940 und 1945 gute Geschäfte mit den deutschen Besatzern gemacht, wurde im Sonderburger Schloss ein Gutachten vorgestellt, dass den Konzern freispricht. Der Rechtshistoriker Prof. Ditlev Tamm, ein ausgewiesener Experte für die Besatzungszeit und deren bis heute umstrittene juristische Aufarbeitung in Dänemark, hat Clausens Beziehung zu den Besatzern in dem Buch „Danfoss under besættelsen“ zusammengefasst.

Tamm war Ende 2000 vom Konzern selbst mit der Aufgabe beauftragt worden, den Beschuldigungen der Journalisten gegenüber Danfoss nachzugehen, die auf eine zuvor öffentlich nicht bekannte Danfoss-Zahlung in Höhe von 70 000 Kronen an die dänische Staatskasse im Jahre 1947 gestoßen waren. Die Zahlung war angeordnet worden, weil Danfoss vor 1945 „ungebührlich“ viel bei Geschäften mit den Deutschen in Höhe von 400 000 Kronen kassiert habe, wie es in Dokumenten hieß. Es war in den dänischen Medien nach den Veröffentlichungen gemunkelt worden, dass man seinerzeit den landesweit verehrten Erfinder und Unternehmer schonte, während zahlreiche „kleine Fische“ wegen Kollaboration relativ streng bestraft worden sind.

Im Beisein der Witwe des Firmengründers, der heute noch bei Norburg lebenden 89-jährigen Bitten Clausen, erklärte Professor Tamm, dass sich Clausen keines

nationalen Fehlverhaltens schuldig gemacht habe. Zwar habe er in seinem Unternehmen, das erst seit 1946 den weltbekannten Namen Danfoss trägt, zwischen 1940 und 1945 den Umsatz von einer halben auf 2,5 Millionen Kronen erhöht, die Mitarbeiterzahl stieg von 50 auf 225. Von diesem Umsatz entfiel, so Tamm, aber nur ein minimaler Anteil von 4 408 Kronen auf direkte Geschäfte mit den Besatzern. Lieferungen in Höhe von gut 400 000 Kronen nach Deutschland seien über Zwischenhändler gelaufen.

Der Wissenschaftler unterstrich, dass die Zahlungsverpflichtung im Jahre 1947 nicht ungewöhnlich gewesen sei. Der dänische Staat habe sie im Zuge der Gesetze mit rückwirkender Kraft angeordnet, um Gelder einzukassieren, die der Staat in den Kriegsjahren für Lieferungen nach Deutschland vorstreckte. Andere dänische Unternehmen hätten nach 1945 weit größere Strafbeträge zahlen müssen. Tamm fand auch keinerlei Hinweise darauf, dass Danfoss Teile für deutsche Panzer lieferte.

Unterstützt wird der „Freispruch“ für Danfoss von Angehörigen der früheren dänischen Widerstandsbewegung, die schon während des Krieges ein Auge auf das Unternehmen geworfen und den rasanten Aufstieg zum größten dänischen Industrieunternehmen mit besonders vielen Arbeitsplätzen auf der Insel Als und dem östlichen Nordschleswig überprüft.

Auch der Historiker und dänische Generalkonsul in Flensburg, Dr. Henning Becker-Christensen, sieht keinen Anlass, Danfoss der Kollaboration mit den Nazis zu verdächtigen, wie er im Vorwort des Tamm-Buches betont. Anders sehen das die drei Kopenhagener Journalisten. Sie erklärten nach Tamms Buchveröffentlichung, es gebe weiterhin Ansätze, die Rolle des Unternehmens während des Krieges in Zweifel zu ziehen. Sie räumten aber ein, dass sie sich im Fall Danfoss nicht sehr tief in die Dokumente eingearbeitet haben. Sie verwiesen darauf, dass Tamms Gutachten von Danfoss finanziert worden sei. Dazu meinte Tamm, dass er nur wissenschaftliche Aufgaben übernehme, wenn ihm bei deren Erfüllung freie Hand gelassen werde.

Volker Heesch in: Flensburger Tageblatt, 7.2.2002

Verbände bleiben unverzichtbar

Rekordbeteiligung beim Neujahrsempfang des Deutschen Grenzvereins

„Im deutsch-dänischen Grenzland gibt es eine spürbare Intensivierung eines zusammenwachsenden Europa.“ Diese Bilanz des vergangenen Jahres hat der

Vorsitzende des Deutschen Grenzvereins, Landrat Jörg- Dietrich Kamischke, auf dem Neujahrsempfang in der Akademie Sankelmark gezogen. Zugleich stellte Kamischke klar, dass sich damit der Auftrag der Grenzverbände „keineswegs erledigt“ habe – „für die weitere Ausgeglichenheit der Verhältnisse auf beiden Seiten der Grenze sind sie unverzichtbar.“

SANKELMARK (fju) Vor 300 größtenteils prominenten Gästen – mehr als je zuvor in der Geschichte des Neujahrsempfangs in Sankelmark – hat Grenzvereinsvorsitzender Jörg-Dietrich Kamischke von Landtag und Landesregierung „verlässliche Planungsgrundlagen“ für die finanzielle Ausstattung des Verbands gefordert. „Als Optimist erwarte ich, dass ich das eines Tages noch erleben werde.“ In diesem Jahr muss der Verein mit 2500 Euro weniger auskommen als 2001.

Die Beobachtung eines engeren Zusammenlebens zwischen Deutschen und Dänen stützte der Landrat insbesondere auf den Wegfall der Grenzkontrollen nach Dänemark am 25. März letzten Jahres sowie die Verlängerung der formalisierten Partnerschaft Region Sønderjylland/Schleswig.

„Eine Konsolidierung auf hohem Niveau vermeldete Kamischke auch für die Entwicklung des Grenzvereins. „Vor kurzem wäre ich bei einer solchen Feststellung noch als Träumer abgetan worden“, sagte er im Hinblick auf die ursprünglich geplante Abkehr des Landes vom Grenzverein. Die Akademie Sankelmark habe im letzten Jahr mit einem Plus von 17 Prozent die höchste Teilnehmerzahl ihrer Geschichte erlebt. Noch druckfrisch sei die Verlängerung des Geschäftsführer-Vertrages mit Akademie- Leiter Dr. Rainer Pelka um weitere acht Jahre. Eine Ära, hielt Kamischke fest, sei hingegen im Jugendhof Scheersberg mit der Pensionierung von Horst Röper zu Ende gegangen. „Sie haben Tausenden von jungen Leuten etwas für ihr Leben gegeben – eine Leistung, die bleibt“, würdigte der Landrat.

Die Entwicklung der christlichen Kirche in Schleswig-Holstein und Dänemark aus gemeinsamen Wurzeln heraus skizzierte Donnerstagabend Festredner Bischof Dr. Hans Christian Knuth. Das geschichtlich Verbindende beschränke sich keineswegs auf die Missionierung durch Bischof Ansgar. Die Reformation sei in beiden Herzogtümern und dem Königreich zeitgleich vorbereitet worden, als der norddeutsche Reformator Johannes Bugenhagen Christian III. 1536 zum Regenten krönte. Als endgültigen Beweis, dass Irrungen und Wirrungen durch nationale Gegensätze in Reihen der Kirchen überwunden seien, verwies Knuth auf die späten neunziger Jahre: Die Nordelbische Kirche übereignete der dänischen Minderheit die von dieser seit Jahrhunderten genutzte Heiliggeistkirche in Flensburg; Dänemark sanierte für Millionen den Mittelpunkt der deutschen Gemeinde Kopenhagen, die dortige Petri-Kirche. „Wir werden an der Grenze immer auf gute Beziehungen angewiesen bleiben“, betonte der Bischof und rief

nicht zuletzt angesichts dieser Prophezeiung zur Gemeinsamkeit auf: „Die ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Islam und auch dem Hinduismus steht uns wohl erst noch bevor.“

Der Hauptvorsitzende des Bundes deutscher Nordschleswiger, Hans-Heinrich Hansen, warnte in einem Grußwort davor, dass Englisch auf Grund der in Dänemark zurückgehenden Deutsch-Kenntnisse zur Sprache der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit werde. Hansen: „Es ist grotesk, auf Englisch von kultureller Vielfalt vor Ort zu reden.“

Flensburger Tageblatt, 12.1.2002

Weder Dänen noch Deutsche

Modernes „Dänisch sein“ im Land zwischen den Meeren ist eine besondere Form gesellschaftlicher und kultureller Exklusivität. Der Historiker Lars N. Henningsen hat sich mit der Identität der dänischen Minderheit in Schleswig-Holstein befasst und ist bei der Auswertung von Tagebüchern auf interessante Unterschiede zu aber auch Gemeinsamkeiten mit ihren Nachbarn gestoßen.

FLENSBURG (Ino) Schleswig-Holsteins dänische Minderheit ist ein exklusiver Club: Die etwa 40 000 Mitglieder fühlen sich so richtig weder als Dänen noch als Deutsche. Die meisten sprechen zu Hause Deutsch, aber sie leben wie Dänen. Eine komplexe Identität, die jetzt in einer umfangreichen Studie genauer beleuchtet wurde. Kaum einer sagt: „Ich bin Däne“, berichtet der dänische Historiker Lars N. Henningsen, aber als Deutsche bezeichnen sich auch die wenigsten. Modernes „Dänisch sein“ im Land zwischen den Meeren ist eher eine besondere Form gesellschaftlicher und kultureller Exklusivität, belegt Henningsen auf Grund von 1835 „Tagebüchern“, verfasst vorwiegend von Schülern und 200 Erwachsenen. Auf 7000 Seiten Text schildern sie den Ablauf eines Tages im Leben von Minderheitsfamilien. „Sie nennen sich Südschleswiger oder Europäer in Südschleswig, schätzen dabei das Dänische im Grenzland, aber sie vergessen das Deutsche nicht“, hat Henningsen herausgefunden. Der 51-jährige leitet die Forschungsabteilung und das Minderheits-Archiv an der Dänischen Zentralbibliothek in Flensburg. Die Familien der Minderheit liest Henningsen aus den „Dagboeger fra Sydslesvig“ („Tagebücher aus Südschleswig“) heraus, leben „nur auf den ersten Blick wie alle anderen“. Beispiel dafür sei die deutsche Gewohnheit, mittags warm zu essen, und nicht am frühen Abend die warme Mahlzeit einzunehmen wie in Dänemark. „Sie leben wie die Familien in Dänemark“, sagt Henningsen: „nordisch-skandinavisch, man begegnet sich eben in anderer Weise.“ Das heißt vor allem, es werde gerne und schneller nachbarschaftliche Freundschaft und Offenheit gepflegt, es herrsche weniger

gesellschaftliches Klassenbewusstsein. „Meine Eltern sind zwar Deutsche, aber sie schätzen die guten sozialen Verhältnisse im dänischen Kindergarten und in der Schule“, skizziert die Gymnasiastin Rebecca in ihrem „Tagebuch“. Im Vordergrund der Motive steht – so Henningsen – das dänische Schulwesen mit kleineren Klassen und der von Kindesbeinen an geübten Zweisprachigkeit.

„Sehr viele Familien haben nur deshalb eine Verbindung zur Minderheit, weil sie ihre Kinder in die dänischen Schulen schicken.“ Dänische Herkunft muss nicht sein. „Zu Hause sprechen wir Deutsch, aber das macht ja wohl nichts“, schreibt der kleine Jan aus Großenwiehe (Kreis Schleswig- Flensburg).

In der Tat sind „Sprachfertigkeiten nicht die Voraussetzung dafür, der Minderheit anzugehören“, stellt die Wissenschaftlerin Karen M. Pedersen vom Institut für Grenzregionforschung (Apenrade/Dänemark) fest. Als „Hausprache“ habe das Dänische in der Minderheit nur „geringen Status“. 90 Prozent sprechen Deutsch. Heutzutage werde die Tatsache, der dänischen Minderheit anzugehören, eine Art Däne mit deutschem Pass zu sein, selten mit politischen oder nationalen Argumenten untermauert. „Natürlich gibt es alte Familien der Minderheit, die dänisch national eingestellt sind und ihre Haltung geschichtlich begründen“, berichtet der Historiker. Doch dies treffe nur für wenige zu. Henningsen selbst stammt aus einer traditionellen „Mischfamilie“, wie sie in der Grenzregion vielfach zu finden ist: „Mein Großvater und einer seiner Brüder entschieden sich bei der Volksabstimmung 1920 für die dänische Seite, ein weiterer Bruder für Deutschland“, sagt der 51-Jährige. Beim Plebiszit, festgelegt im Versailler Friedensvertrag nach dem Ersten Weltkrieg, konnten sich die Bewohner des Grenzlandes für Dänemark oder Deutschland aussprechen. Auf Grund der Ergebnisse wurde die Grenze neu gezogen. 1955 verankerten die Minderheitenerklärungen von Bonn und Kopenhagen das „Gesinnungsprinzip“. Henningsen bringt es auf den Punkt: „Däne ist, wer will; Deutscher ist, wer will.“ Nach dieser Vereinbarung darf die Zugehörigkeit zu einer der beiden Minderheiten von amtlicher Seite nicht überprüft werden. Dies gilt genau so für die deutsche Volksgruppe im Süden Dänemarks, die 10 000 bis 15 000 Angehörige zählt.

Flensburger Tageblatt, 15.1.2002

„Dänemark kann sich dem Euro-Smog nicht entziehen“

Januar-Tagung des Bundes deutscher Nordschleswiger/Kappeln

FLENSBURG (Ino) Für die Gründung einer Organisation zur gemeinsamen Wirtschaftsförderung in der deutsch-dänischen Grenzregion hat sich der Direktor der dänischen Wirtschaftsförderung für Sønderjylland/Nordschleswig, Peter Asmussen, ausgesprochen. Die Region könne nur durch den Ausbau der

Wirtschaftsbeziehungen gestärkt werden, sagte Asmussen in der Akademie Sankelmark.

Werde die grenzüberschreitende Zusammenarbeit nicht schon bald verbessert, „werden wir mehr und mehr an den Rand gedrängt“, meinte Asmussen auf einer Tagung der deutschen Volksgruppe Nordschleswigs. Er befürchte, dass die deutschdänische Landregion (680 000 Einwohner) gegenüber „den großen Kraftzentren“ wie Hamburg, Berlin und Oeresund (Kopenhagen/Malmö), immer mehr an Bedeutung verliere. Es sei „fünf Minuten vor Zwölf“. Daher sollten „nun deutliche Zeichen für die Entwicklung“ von Sønderjylland/Schleswig gesetzt werden.

Auf der Januartagung des Bundes deutscher Nordschleswiger (BdN) meinte der FDP-Landesvorsitzende Schleswig-Holsteins, Jürgen Koppelin, dass es in Dänemark bereits im nächsten Jahr zu einer erneuten Volksabstimmung über die Euro-Einführung kommen werde. Das Nachbarland könne sich „dem Sog des Euro nicht entziehen“, schätzte er die Lage ein. Außerdem werde es „Druck aus der Wirtschaft geben“. Ein „Euro-Nein“ der Dänen bei einem gleichzeitigen „Ja“ der Schweden hätte negative Folgen für die dänische Wirtschaft, meinte Koppelin. Schon jetzt sei die neue Währung für 300 Millionen Menschen „ein europäischer Erfolg, der politische und wirtschaftliche Impulse freisetzt“.

Auch BdN-Vorsitzender Hans Heinrich Hansen bedauerte, dass der Euro nicht auch in Dänemark eingeführt worden ist. Durch das Nein sei „eine Chance vertan worden“. Denn im dänischen Grenzland werde der Euro zunehmend wichtiger.

Flensburger Tageblatt, 15.1.2002

Die Rolle der Hebammen im Nazi-Unrechtsstaat

Veranstaltung in der KZ-Gedenk- und Begegnungsstätte Ladelund

Aus Anlass des Gedenktages an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft am 27. Januar führte die KZ-Gedenk- und Begegnungsstätte Ladelund auch in diesem Jahr eine Sonderveranstaltung durch. Sie befasste sich zum einen mit dem grausamen Schicksal der von den Nazis terrorisierten, körperlich und seelisch geschundenen und zu Millionen umgebrachten Menschen, in Erinnerung gerufen durch die Gedenkstättenleiterin Karin Penno, zum anderen mit der pervertierten Rolle der Hebammen während des Dritten Reiches.

Im Dokumenthaus, der Einrichtung, in der die von Dr. Jörn-Peter Leppien (Flensburg) wissenschaftlich betreute Dauerausstellung gezeigt wird, hieß die Gedenkstättenleiterin Karin Penno vor Beginn ihrer Andacht zahlreiche Teilnehmer aus Holland, Dänemark und Deutschland willkommen, unter ihnen auch Repräsentanten des öffentlichen Lebens, Angehörige und Nachfahren der

im einstigen Außenlager Ladelund des KZ Neuengamme ums Leben gekommenen Gefangenen sowie der eigens aus Putten angereiste Zeitzeuge Jannes Priem, der seine KZ-Haft überlebte.

Der stellvertretende Kreispräsident des Kreises Nordfriesland, Siegfried Struwe, appellierte an die Versammelten: „Wir müssen der jüngeren Generation immer wieder vor Augen führen, welche Qualen und Erniedrigungen die Häftlinge zu ertragen hatten, die schlimmer behandelt wurden als Sklaven!“ Dies dürfe niemals in Vergessenheit geraten, damit sich ein derart menschenverachtendes Verhalten künftig niemals wieder ereigne.

Die Grüße des Kirchenkreises Sütdondern übermittelte der Vorsitzende der Synode, Christian Anton Carstensen. Auf die Schicksale der Terroropfer eingehend stellte er fest, ihr Leiden sei nicht zuletzt dadurch zustande gekommen, dass im Alltag ganz normale Durchschnittsmenschen ihre vermeintliche Pflicht erfüllt, dabei jedoch „ihr Gewissen ausgeschaltet“ hätten. Darum sei es wichtig, junge, auf Orientierung angewiesene Menschen anzuleiten, ihr Leben auf Gott auszurichten und dadurch zur Achtung vor den Menschen und Mitgeschöpfen zu gelangen. „In der Verantwortung vor Gott zu leben, kann uns, wenn Unrechtes verlangt wird, im entscheidenden Moment den Mut geben, ein klares Nein zu sagen.“

Nach den Wortbeiträgen begaben sich die Teilnehmer der Veranstaltung gemeinsam an die in Sichtweite des Dokumentenhauses liegenden Gräber der auf dem Ladelunder Friedhof beerdigten KZ-Gefangenen, wo Jannes Priem ein Gesteck niederlegte. Im Pastorat hielt Kirsten Tiedemann, einst praktizierende Hebamme und seit 1998 tätig als Historikerin am Hannoverschen Institut für Soziologie, dann einen Vortrag zum Thema „Hüterin an der Wurzel der Zukunft ihres Volkes – Hebammen im Nationalsozialismus“.

Ausgehend von der Beschreibung der Aufgaben einer Hebamme, wie sie sich bis 1933 darstellten und seit dem Zweiten Weltkrieg wieder verstanden werden, merkte Kirsten Tiedemann an, vielen Menschen sei gar nicht bewusst, dass ein Beruf, der darin besteht, Frauen während ihrer Schwangerschaft und bei der Geburt ihrer Kinder in wechselseitigem Vertrauen und bei Wahrung der Pflicht zur Verschwiegenheit zu begleiten, eine gesellschaftspolitische Dimension besitze. Dennoch sei die Idee, den Beruf der Hebamme als eine Tätigkeit „mit der Hand an der Wiege“ politisch zu instrumentalisieren, schon mindestens 3700 Jahre alt. Dies belegt ein Text im 2. Buch Mose, der davon berichtet, dass der damals in Ägypten regierende Pharao aus Angst vor der Mehrung und Stärke der unterjochten kulturellen Minderheit die hebräischen Hebammen anwies, alle neugeborenen Söhne des Volkes Israel zu töten, also eine „ideologisch begründete Geburtenkontrolle“ zu praktizieren. In ähnlicher Weise pervertierten auch die Nazis die Rolle der Hebammen, indem sie die Pflicht zur Verschwiegenheit in eine

Meldepflicht umwandeln. Es wurde ihnen auferlegt, in ihrem Umfeld das im nationalsozialistischen Sinne „richtige“ Menschenbild zu propagieren und eine „Geburtenförderung arisch erbgesunder Menschen“ zu betreiben. Darüber hinaus wurde ihnen befohlen, auf der Basis des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses von 1933“ jedes krank oder behindert geborene oder von den Idealen der „reinen arischen Rasse“ abweichende Kind unverzüglich aktenkundig zu machen. In Zweifelsfällen sollten die Hebammen unter dem Vorwand der Fürsorge die Entwicklung der Kinder in deren häuslicher Umgebung zwei Jahre lang überwachen und dabei – als eine Art „biopolitischer Blockwarte“ – die Familien nach allen Regeln der Kunst bespitzeln. Ihnen war bekannt, welche Folgen ihre Meldungen nach sich ziehen konnten: Sie reichten von der Zwangssterilisation der Eltern bis zur Tötung der Kinder wegen angeblich „unwerten Lebens“ („Euthanasie“). Nach der Berufung der überzeugten Nationalsozialistin Nanna Conti zur Reichs-Hebammenführerin wurde der Druck auf die Hebammen, konsequent zu selektieren und das Aufwachsen erbkranker oder rassistisch unerwünschter Menschen so weit wie möglich zu verhindern, noch massiver. Jüdische Hebammen erhielten ab 1938 totales Berufsverbot.

Wie viele Hebammen sich an die unmenschlichen Gesetze hielten und wie viele die Zivilcourage aufbrachten, sich ihnen offen oder heimlich zu widersetzen, ist noch nicht hinreichend erforscht. Die große – wenn auch nicht genau zu benennende – Zahl der Kinder, die im Zuge der „Euthanasie“ den Tod fanden, spricht nach Ansicht von Kirsten Tiedemann dafür, dass „eine nicht unbeträchtliche Zahl von Hebammen die Politik der Nationalsozialisten gebilligt“ habe oder aus Angst ihrer Meldepflicht nachgegeben sei. Dass es Hebammen unter besonderen Umständen durchaus auch möglich war, ihrem Gewissen zu folgen, ohne vom Staat behelligt zu werden, wies die Historikerin an einem Einzelfall nach.

Ulrich Jeß

„Dauerhafte Verpflichtung zum Gedenken“

Feierstunde am Mahnmal Harrislee-Bahnhof

HARRISLEE (oy) Zum Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz gedachte die Gemeinde Harrislee zum fünften Mal der Opfer des Nationalsozialismus vor Ort. Im Rahmen des 650-Jahr-Jubiläums Harrislees hatten Bürgervorsteher Karl Hermann Rathje und Bürgermeister Dr. Wolfgang Buschmann sowie die deutsch-dänische Arbeitsgruppe „Harrislee-Bahnhof“ an das Mahnmal am Grenzübergang Harrislee/Padburg und in das Museum des Lagers Frøslev eingeladen. Das 1997 von Flensburger Schülerinnen und Schülern

errichtete Mahnmal erinnert an die Deportation von 1600 Gefangenen aus dem nahen Lager Frøslev, für die der Bahnhof Harrislee in den Jahren 1944/45 „die erste Station auf dem Weg in die Hölle“, der Ausgangspunkt der grauenvollen Reise in die Konzentrationslager Neuengamme und Dachau bedeutet hatte. Für 250 Gefangene wurde es eine Reise in den Tod. Geschichte sei nichts Abstraktes in weiter Ferne, sie passiere unmittelbar vor Ort: „Geschichte braucht Mahnpunkte“, hob Rathje in seiner Begrüßung die „dauerhafte Verpflichtung zum Gedenken“ hervor. Mit Gedicht- und Liedbeiträgen gaben Harrisleer und Flensburger Jugendliche der Feier einen würdigen Rahmen: Schülerinnen der Zentralschule Harrislee unter Leitung von Anke Neumann sangen das ursprünglich von Häftlingen eines Konzentrationslagers verfasste und durch den Komponisten Hans Eisler bekannt gewordene Lied vom „Moorsoldaten“, auch: „Mein Vater wird gesucht“, ein Lied der Widerstandsbewegung. Ergreifend war das von Zehntklässlern der Flensburger Duburg-Skolen selbst komponierte Lied: „Livets lys slukkedes“ – „Das Lied des Lebens erloschen“, das sie mit Kim Olesen einstudiert hatten. Gemeinsam mit Jugendlichen legten die Schulleiter Rathje und Erik Jensen am Mahnmal Kränze nieder.

Blumen des Gedenkens gab es auch im während der deutschen Besatzung entstandenen damaligen Polizeigefangenenlager Frøslev, unter anderem vom überlebenden Häftling Hans Bruun. „Wir müssen wissen, was geschah; das sind wir den Opfern schuldig,“ erklärte Anke Spoorendonk für die Arbeitsgruppe „Harrislee-Bahnhof.“ Einen detaillierten Einblick in das Schicksal der dänischen Grenzgendarmen in deutschen Konzentrationslagern in den Jahren 1944/45 ermöglichte der abschließende Vortrag von Museumsleiter Dr. Henrik Skov Kristensen.

Flensburger Tageblatt, 31.1.2002

Flensburgs Konsulat bleibt bestehen

Kopenhagen (sh:z) Das dänische Außenministerium will weltweit zehn diplomatische Vertretungen schließen. Die Auflösungen der acht Botschaften und zwei Generalkonsulate sollen im Zuge von Sparmaßnahmen des Ministeriums erfolgen. Auf der Schließungsliste stehen die Generalkonsulate Düsseldorf und Los Angeles sowie die Botschaften in Simbabwe, Eritrea und Malawi. Auch die Botschaften in Argentinien, Australien, auf den Philippinen, in Saudi-Arabien und in der Ukraine stehen angeblich auf der Streichliste. Die Existenz des königlich-dänischen Generalkonsulats in Flensburg ist jedoch nicht in Gefahr. Generalkonsul Dr. Henrik Becker-Christensen wollte sich dazu jedoch nicht äußern: „Kein Kommentar.“ Im Flensburger Haus, dessen Amtsbezirk den

Landesteil Schleswig umfasst und das unter anderem für die Kontakte zur dänischen Minderheit eine besondere Bedeutung hat, sind neben Becker-Christensen und Konsulin Hanne Eder 25 Bürokräfte sowie ein Hausmeister tätig. Nach Angaben des Direktors des Außenministeriums, Friis Arne Petersen, sollte die Arbeit an der Streichungsliste vorgestern abgeschlossen werden.

Flensburger Tageblatt, 22.2.2002